
COLL. REG. MED. LOND.
MDXVIII
Ο ΒΙΟϹ
ΒΡΑΧΥϹ Η
ΔΕ
ΤΕΧΝΗ
ΜΑΚΡΗ

Abhandlungen zur Geschichte der Medizin.
Herausgegeben von
Professor Dr. Hugo Magnus, Professor Dr. Max Neuburger
und Professor Dr. Karl Sudhoff.
Heft XV.

Die Volksmedizin,

ihre geschichtliche Entwickelung und ihre Beziehungen zur Kultur.

Von

Prof. Dr. Hugo Magnus.

Mit 5 Abbildungen im Text.

Breslau 1905.
J. U. Kern's Verlag (Max Müller).

Die Volksmedizin,

ihre geschichtliche Entwickelung und ihre Beziehungen zur Kultur.

Von

Prof. Dr. Hugo Magnus.

Mit 5 Abbildungen im Text.



Breslau 1905.

J. U. Kern's Verlag (Max Müller).

Vorwort.

So reichhaltig auch die Literatur der Volksmedizin ist, so trägt dieselbe vornehmlich doch einen lokalen Charakter, insofern in den vorliegenden Werken meist nur die Heilgebräuche dieser oder jener Provinzen gesondert behandelt werden. Die vorliegende Arbeit beabsichtigt nun all' diese zahlreichen Sonder-Studien zusammenzufassen und aus ihnen die allgemeinen Gesetze, aus denen heraus die Entwickelung der Laienmedizin erfolgt ist, abzuleiten. Dieses Unternehmen dürfte aber, ganz abgesehen von seiner kulturhistorischen Bedeutung, für die Geschichte der Berufsmedizin deshalb von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein, weil die Berufs- und die Volksmedizin schon seit frühester Zeit in sehr engen Beziehungen gestanden haben und noch stehen. Für die nicht gewerbsmäßige Laienmedizin dürfte eine solche Untersuchung aber von ganz besonderer Wichtigkeit sein, da sie einmal die Punkte, welche sie mit der Berufsmedizin auch heut noch eng verknüpft, kräftig hervorhebt und ihr andrerseits die gewaltigen Gefahren klar zeigt, welche ihr drohen müssen, sobald sie die ihr gezogenen Grenzen zu überschreiten sich anschickt. Und so hoffen wir denn, daß die vorliegende Untersuchung auch auf die Sanierung des gegenwärtig so schwer darniederliegenden Heilgeschäftes von günstigem Einfluß sein möge.

Breslau, im Oktober 1905.

Magnus.

Inhalt.



Erstes Kapitel.

Die Volksmedizin in ihrer frühesten Form vor dem Auftreten der ersten Weltanschauung.

Medizin ist der bewußte Versuch, Schmerz und Krankheit abzuwehren und ihr trauriges Endergebnis, den Tod, möglichst hinauszuschieben. In dem Augenblick also, in welchem der Mensch den Schmerz mit all seinen betrübenden Folgezuständen in bewußter Weise empfand und damit das Bedürfnis verspürte, sich einen Schutz gegen Schmerz, Krankheit und Tod zu schaffen, in diesem Augenblick wurde die Medizin geboren. Dieselbe ist also nicht so alt als wie das Menschengeschlecht, sondern nur so alt, als wie die bewußte Empfindung des Schmerzes und der damit verbundene Wunsch, dieses unliebsamen Gastes ledig zu werden.

Diese frühesten Bestrebungen, den Störungen des körperlichen Befindens zu wehren, trugen nun zunächst noch keinen Zug des Zunft- oder Berufsmäßigen an sich. Wie anfänglich der Kampf gegen alle sonstigen, das Leben bedrohenden Einflüsse allein der Intelligenz und Kraft des Einzelnen überlassen blieb, so mochte auch zunächst Jeder sehen, wie er sich mit Schmerz und Krankheit aus eigner Kraft abfinden konnte. Nur Diejenigen, welche noch nicht in der Lage waren, aus eigener Macht für ihre leibliche Existenz sorgen zu können, d. h. also die Kinder, waren genötigt in Krankheitsfällen bei Andern medizinische Hilfe zu suchen. Und da nun der Vater zunächst die Verpflichtung hatte, für die Erhaltung und Ernährung seines Nachwuchses einzutreten, so mußte er in eventuellen Fällen in erster Linie auch für das körperliche Wohlbefinden seiner Sprößlinge tätig sein. So erwuchsen also dem Oberhaupt einer Familie aus dieser seiner Stellung ärztliche Pflichten. Demgemäß mußte in diesen frühen Zeiten des Menschengeschlechtes Jedermann seine medizinischen Bedürfnisse selbst befriedigen und der Familienvater auch noch diejenigen seiner Angehörigen.

Natürlich werden sich da nun oft genug Verhältnisse ergeben haben, in denen diese medizinische Selbsthilfe sich gar nicht oder

doch wenigstens nicht in genügendem Umfang betätigen ließ; so z. B. bei schweren Unfällen, bei ernsthaften inneren Erkrankungen, bei geburtshilflichen Vorgängen u. dgl. m. Hier war also auch der Einzelne auf die werktätige Hilfe seiner Stammesgenossen unbedingt angewiesen.

So mußte also in dem Beginn der sich regenden Kultur Jedermann nicht nur sein eigener medizinischer Berater sein, sondern unter Umständen auch noch der seiner Mitmenschen. Da demnach unter sotanen Verhältnissen jedes Mitglied eines Volkes medizinisch tätig war, ist man ganz gewiß berechtigt, diese primitivste Art von Krankenbehandlung als „Volksmedizin" zu bezeichnen. Logisch, sowie speziell philologisch, könnte gegen ein solches Beginnen gewiß nicht das Mindeste eingewendet werden.

So wäre denn in den frühesten Zeiten des menschlichen Geschlechts die „Volksmedizin" die einzige Form gewesen, in welcher sich die Heilbestrebungen geltend machen konnten. Eine Berufsmedizin gab es damals noch nicht. Aber gerade dieses Fehlen der Berufsmedizin verleiht der Volksmedizin jener Perioden einen ganz besonderen Charakter, es unterscheidet sie wesentlich von dem späteren Begriff „Volksmedizin". Denn die „Volksmedizin" jener grauen Vorzeit ersetzte fraglos die Berufsmedizin; sie stand an Stelle der letzteren und zwar nicht unbefugter- sondern durchaus befugtermaßen. Sie war also vor der Hand noch eine durchaus legitime, vollberechtigte Äußerung der Heilbestrebungen, und deshalb hat Fossel[1]) auch sehr Recht, wenn er die Volksmedizin die „Quelle aller Heilkunde" nennt.

Über diese erste und früheste Form der Volksmedizin besitzen wir nun auch wohl verbürgte und beglaubigte Nachrichten. Denn die Erinnerung an jene Urzeiten, da die Berufsmedizin noch fehlte und die Volksmedizin ihre Stelle vertrat, haftete späterhin, als mit der fortschreitenden Kultur schon längst eine Berufsmedizin entstanden war, noch tief in dem Gedächtnis der Völker. In den Werken mannigfacher alter Autoren kommt dies so recht klar zum Ausdruck, so z. B. im Herodot, der an den verschiedensten Stellen von Zeiten und Völkern erzählt, welche des Arztes gänzlich entbehrt hätten. So sollten nach seinen Berichten[2]) z. B. die

---

1) Fossel. Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Steiermark. 2. Auflage. Graz 1886. Seite 7.

2) Herodotus. Historiarum libri IX. Ed. Dietsch und Kallenberg. Lipsiae 1899. Band I. Seite 113. Lib. I. Kap. 197.

Babylonier den Beruf des Arztes nicht gekannt haben. Erkrankte Jemand bei ihnen, so wurde er, wie Herodot berichtet, einfach auf die Straße gelegt, damit die Vorübergehenden ihm ihren medizinischen Rat erteilen möchten. Natürlich kann nicht daran gedacht werden, daß zur Zeit des Herodot, also etwa 500 v. Chr., noch derartige Zustände grade in Babylon geherrscht haben könnten. Waren ja doch die Babylonier eines der ältesten und bedeutsamsten Kulturvölker des Orients, ein Volk, das in wissenschaftlicher wie praktischer Hinsicht die hervorragendsten Errungenschaften zu verzeichnen hatte. Eine so hochstehende Kulturnation wird aber wohl doch nicht ihre Kranken jedem Beliebigen auf Gassen und Märkten zur Behandlung präsentiert haben.

Ähnlich ist auch das zu beurteilen, was Herodot [1]) über die Krankenbehandlung verschiedener indischer Stämme berichtet. Denn wenn er von den Padäern erzählt, daß sie in Krankheitsfällen ohne Befragung eines Arztes den Patienten einfach totschlügen und auffraessen, so liegt die Unmöglichkeit solch eines Verfahrens ja doch wohl klar zu Tage, denn beruhte dieser Bericht auf Wahrheit, so müßten die Padäer in kurzer Frist sich allesamt selbst aufgeschmaust haben, da Erkrankungen ja doch täglich vorkommen, und somit täglich verschiedene Stammesgenossen auf grund jenes Gebrauches in den Magen der übrigen hätten wandern müssen.

Nicht viel anders liegen die Dinge bei einem anderen indischen Stamme, dessen Kranke nach Herodot [2]) ohne weiteres in die Wüste gewandert sein und dort ohne Arzt und Medizin abgewartet haben sollten, ob ihnen die Natur helfen werde oder nicht.

Derartige Erinnerungen an die arztlose Zeit erhielten sich nun bei einzelnen Völkerschaften, wie auch bei diesen oder jenen Individuen unter Umständen so lebhaft, daß sie sich schließlich zu einer ausgesprochenen Gegnerschaft der Berufsmedizin gegenüber zuspitzten. So herrschte z. B. in gewissen Zeiten der römischen Republik, trotz der damals so hochstehenden hippokratischen Berufsmedizin, doch noch die uralte Sitte, daß der Familienvater, lediglich vermöge dieser seiner Stellung als Familienoberhaupt, der medizinische Sachwalter aller zu seinem Haus gehörenden Personen war. Solches wird uns z. B. von M. Porcius Cato (234

---

[1]) Herodotus. Historiae. Ed. Dietsch u. Kallenberg. Vol. I Lipsiae 1899. Lib. III. Kap. 99. Seite 286.

[2]) Herodotus. Historiae. Ed. Dietsch u. Kallenberg. Vol. I. Lipsiae 1899. Lib. III. Kap. 100. Seite 286.

bis 149 v. Chr.) berichtet, der, ein wütender Gegner der Berufsmedizin und der alten urzeitlichen Sitte treu bleibend, alle seine An- und Zugehörigen selbst ärztlich versorgte. Wein und Kohl waren sein Arzneischatz, mit dem er sämtliche Krankheitsvorkommnisse seines Familienkreises hinlänglich bekämpfen zu können meinte. Erwies sich aber doch einmal ein Erkrankungsfall besonders hartnäckig, oder war die Unmöglichkeit einer hilfreichen Wirkung von Kohl und Wein zu sinnfällig, wie z. B. bei Knochenbrüchen und dergl. mehr, so zog der brave Cato auch wohl noch allerlei Zaubersprüche hinzu.

Nähere Angaben über die Behandlungsformen, in denen sich die vorhistorische Volksmedizin während der ersten Zeiten ihres Bestehens bewegt haben mag, können natürlich nicht gemacht werden, da ja doch unmittelbare literarische Nachrichten aus diesen Epochen vollkommen fehlen. Wir können höchstens einige Vermutungen äußern und meinen, daß in der Volksmedizin der historischen Zeit wohl noch viele Überbleibsel der vorhistorischen Volksmedizin stecken mögen. Und zwar dürfte dies vornehmlich für die therapeutische Benutzung gewisser elementarer Naturkräfte gelten, wie z. B. der Wärme und der Kälte u. a. m. Denn gerade der Einfluß derartiger Naturerscheinungen auf den Ablauf des organischen Lebens ist ja doch ein so klar zu Tage liegender, daß er selbst dem Menschen der vorhistorischen Zeit nicht entgehen konnte. Ähnlich mag es sich auch mit der Einwirkung gewisser Pflanzen, sowie einzelner anorganischer Dinge verhalten haben. Solche pflanzliche wie mineralische Stoffe, welche den Geschmack oder den Geruch in ganz besonders auffallender Weise in Anspruch nehmen, mußten die Aufmerksamkeit des Naturmenschen natürlich schon sehr bald in hervorragender Weise erregen und damit auch eine therapeutische Bedeutung gewinnen. So war es also die Erfahrung in ihrer einfachsten und rohesten Form, aus welcher das vorhistorische Heilverfahren zunächst schöpfte und sich ständig erweiterte. Ob bei dieser Ermittelung therapeutischer Potenzen auch der Instinkt mitgewirkt haben mag, wie dies Häser annimmt, möchte ich stark bezweifeln. Jedenfalls könnte dies immer nur in ganz nebensächlicher Weise der Fall gewesen sein. Die wichtigste Quelle für die frühesten Formen der Volksmedizin ist eben die Erfahrung gewesen, welche der Naturmensch an seinem eigenen Leibe gemacht hat. Daran muß unter allen Umständen festgehalten werden. Die Beobachtungen, welche wir jetzt noch an den sogenannten

Naturvölkern machen können, bestätigen dies durch zahlreiche Beispiele.[1])

Auf diese früheste Form der Volksmedizin, welche noch frei von jeder Spekulation, nur auf der rohesten und ursprünglichsten Erfahrung beruhte, d. h. nur mit den sinnfälligsten Kräften und Stoffen der Natur arbeitete, folgte eine andere, wesentlich erweitertere. Auf dieser zweiten Entwickelungsstufe bediente sich die Volksmedizin nämlich nicht mehr bloß der durch die Natur gebotenen Kräfte und Stoffe, sondern sie verwertete nunmehr auch die spekulativen Vorstellungen, welche man sich allmählich über die Naturerscheinungen, sowie über die Lebensbedingungen gebildet hatte, zu therapeutischen Zwecken. Diese neu hinzutretenden Heilfaktoren mußten aber insgesamt einen mystischen, metaphysischen Charakter haben. Denn die ersten Erklärungsversuche, welche der Urmensch von den ihn umgebenden Naturgeschehnissen sich bildete, waren ja doch durchweg metaphysischer Art. Die in den gewaltigen Naturvorgängen, wie im Sturm, im Gewitter u. a. m. sich zeigenden Erscheinungen schienen ihm nämlich Erzeugnisse eines energisch sich regenden außerirdischen Lebens zu sein. Es hatte den Anschein, als ob mächtige, über dem Menschengeschlecht stehende Lebewesen durch derartige Ereignisse mit dem Sterblichen in direktester Weise verkehrten. Dies war die einzige Vorstellung, welche ein Geschlecht, das jeder, auch der oberflächlichsten Einsicht in die natürlichen Vorgänge noch entbehrte, sich von denselben machen konnte. Daß sich dem Zwang einer solchen Naturauffassung kein Volk in den frühesten Anfängen seines Lebens entziehen konnte, das lehren uns die Beobachtungen, welche wir an den noch heut im Urzustand befindlichen oder demselben doch wenigstens nahestehenden Völkerschaften machen können.

So sind denn also die ersten mystischen und metaphysischen Regungen der Volksseele direkt aus dem mangelnden Verständnis hervorgegangen, in welchem der Urmensch den Naturerscheinungen gegenüber sich befunden hat; sie sind das Produkt der naiven Beurteilung, mit welcher derselbe an die Erklärung jener herantreten mußte.

Als die Volksmedizin auf dieser ihrer zweiten Entwickelungsstufe angelangt war, da repräsentierte sie nicht mehr bloß die

[1]) Man vergl. über die Entwickelung der Volkstherapie in ihren verschiedenen Betätigungsformen, Kapitel VII dieser Untersuchung.

Verkörperung der durch Erfahrung erworbenen therapeutischen Kenntnisse, sondern sie war ein Gemisch von Erfahrung und mystisch-metaphyischer Spekulation geworden. Daß sie damit aber eine ganz namhafte Verschlechterung ihrer Wesenheit erfahren hatte, ist leicht einzusehen. Denn selbst die roheste und einfachste medizinische Empirie ist immer noch viel besser, als eine Empirie, die ihre Mängel durch mystische Hilfsmittel zu verbessern trachtet. Aber auch in dieser wesentlich verschlechterten Form war die Volksmedizin immer noch der befugte und berechtigte Ausdruck der Heilbestrebungen. Diese ihre bevorzugte Stellung büßte sie erst ein, als das metaphysische Bedürfnis sich so stark regte, daß die Bildung einer Weltauffassung zum Ereignis wurde. Denn diese erste und früheste Weltanschauung verschaffte sich alsbald mit einer solchen Kraft Geltung, daß sie alle Bestrebungen der damaligen Menschheit und somit auch die medizinischen von sich abhängig zu machen vermochte. Und mit diesem Ereignis tritt die Volksmedizin das erste mal in das erhellende Licht der Geschichte.

Zweites Kapitel.

Die Volksmedizin und die erste, die theurgische Weltanschauung.

Die offiziellen Träger der ersten Weltanschauung waren die Priester. Wie sie im Allgemeinen die Vertreter der Intelligenz und des Wissens waren, so waren sie auch die Repräsentanten derjenigen Ideen, welche in der frühesten Weltanschauung zum Ausdruck kamen. Und in dieser Eigenschaft wußten sie alle Interessen, alle Verrichtungen des geistigen wie körperlichen Lebens in die engsten Beziehungen zur Religion zu setzen. Auf diese Weise geschah es, daß alle irdischen Handlungen, welcher Art sie im übrigen auch immer sein und auf welche Bedürfnisse sie sich auch erstrecken mochten, erst dann den richtigen Wert erhielten, sich erst dann als existenzberechtigt erwiesen, wenn ihnen der theurgische Charakter der zur Herrschaft gelangten Weltanschauung aufgeprägt war. Solches widerfuhr nun auch der Medizin. Auch sie wurde

als festes Glied dem Plan des metaphysischen Weltgebäudes eingefügt. Damit aber solches geschehen konnte, war man genötigt, über das Wesen des Krankseins, über Ursachen, Verlauf und Behandlung der Erkrankung zu reflektieren. Dieses Nachdenken konnte aber, gemäß der allgemeinen Weltanschauung, nur auf den Wegen der Theurgie wandeln. Dementsprechend sah man eben jetzt in der Krankheit nicht ein Produkt irdischer Vorgänge, sondern nur einen Eingriff überirdischer Mächte in den Verlauf des Körperlebens. Nachdem man aber solcherweise erst einmal das Kranksein jeder irdischen Wesenheit entkleidet und in rein theurgischem Sinne gedeutet hatte, ergab sich als nächste Folge die Auffassung, daß nunmehr auch die Krankenbehandlung nicht sowohl mit irdischen, als vielmehr mit metaphysischen Mitteln zu arbeiten habe. Da nun aber der Priester sich als den ausschließlichen Sachwalter des ganzen metaphysisch-theurgischen Apparates hinzustellen wußte und als solcher auch allgemeine Anerkennung fand, so beanspruchte er auch die Ausübung des Heilgeschäftes als sein Eigentum, er monopolisierte dasselbe vollständig. Und damit war der bis dahin ausschließlich empirischen und darum systemlosen Volksmedizin nun auch zu einem System verholfen. Zugleich beginnt mit dieser Wandlung die Volksmedizin auch Gegenstand der Geschichte zu werden. Denn solange sie ausschließlich empirischen Charakter trug, konnte sie für die geschichtliche Betrachtung noch kein unmittelbar sicheres Objekt darbieten, weil ja, wie Häser [1]) sehr treffend bemerkt, die Empirie, wenigstens in der Heilkunde wollen wir einschränkend hinzufügen, nur eine höchst unzulängliche Geschichte hat.

Dieser Vorgang, wie wir ihn soeben geschildert haben, ist nun nicht etwa nur das Produkt unserer Phantasie, dem man, je nach Belieben, Glauben schenken kann oder nicht, sondern die Verhältnisse haben sich tatsächlich in der angegebenen Weise vollzogen. Denn die Geschichte lehrt, daß bei allen Kulturvölkern des Morgen- wie Abendlandes die früheste Weltanschauung eine ausschließlich theurgische gewesen ist. Und zwar tritt diese Erscheinung mit solcher Regelmäßigkeit bei allen Völkerschaften, welchem Breitengrad und welchem Jahrtausend sie auch angehört haben mögen, ein, daß wir in ihr den Ausdruck eines bedeutsamen Gesetzes der ge-

---

[1]) Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medizin und epidemischen Krankheiten. 3. Bearbeitung, Jena 1875. Band 2. Seite 5.

schichtlichen Entwickelung erblicken müssen, eines Gesetzes, das in der Stellung des Urmenschen zu den Naturvorgängen begründet ist, also selbst ein Naturgesetz ist.

Weil sich nun, entsprechend diesem Gesetz bei allen Kulturvölkern der Eintritt in die Geschichte in gleicher Weise unter Bildung einer theurgischen Weltanschauung vollzogen hat, so finden wir auch bei allen Völkern die Priester als die ersten berufsmäßigen Vertreter der Heilkunde.

Mit dem Augenblick, wo der Priester, kraft der sich geltend machenden theurgischen Einschätzung aller Lebensvorgänge, das Heilverfahren für sein unbestrittenes Eigentum erklären durfte, hatte die Volksmedizin das legitime Recht auf das Dasein größtenteils verloren und war im wesentlichen auf den Standpunkt einer unbefugten Äußerung des Heilbestrebens herabgedrückt worden. Vor der Hand war aber der Unterschied zwischen der Volksmedizin und der berufsmäßigen Priestermedizin nur ein gewaltsam geschaffener; denn qualitativ waren beide zunächst noch durchaus gleichwertig. Beide stellten noch ein Gemisch von planlos gewonnener roher Empirie und theurgischen Maßnahmen dar. Doch änderte sich dieses Verhältnis allmählich in höchst bedeutsamer Weise. Die Volksmedizin, die ursprünglich, vor Entwickelung der theurgischen Weltanschauung, die befugte Äußerung der Heilbestrebungen gewesen war, blieb auf ihrem alten Standpunkt stehen, während die zunftmäßige Priestermedizin, wenn auch unter Beibehaltung des metaphysischen Einschlages, doch auf Vertiefung und Ausbau der Empirie Bedacht nahm. So gewannen in der Hand des priesterlichen Heilbeflissenen die Erfahrungen an Menge, Übersichtlichkeit und innerem Zusammenhang, und damit erhielt die priesterliche Zunftmedizin den ersten wissenschaftlichen Anstrich. Jetzt unterscheidet sie sich deshalb aber auch ganz wesentlich von der Volksmedizin, welche, wie wir soeben schon bemerkt hatten, auf ihrem alten ursprünglichen Standpunkt unentwegt stehen geblieben war. Die gewaltsame, durch die Leistungsfähigkeit zunächst noch ganz und gar nicht zu billigende Absonderung der zunftmäßigen von der Volksmedizin, welche die Priesterschaft unter dem Einfluß der theurgischen Weltanschauung hatte vornehmen können, fand jetzt nachträglich ihre vollste Berechtigung. Jetzt zeigte es sich, daß die Heilbestrebungen der Priester, wenn zuvörderst vielleicht auch gar nicht einmal in beabsichtigter Weise, doch auf die Schaffung einer wissenschaftlich

begründeten Berufsmedizin hinzielten, während die Krankenbehandlung in der Hand des Volkes über den Standpunkt einer planlosen rohen Empirie nicht hinaus zu gelangen vermochte. Wann dieser Unterschied zuerst deutlich in Erscheinung getreten sein mag, läßt sich chronologisch nicht bestimmen. Jedenfalls muß dies aber schon in sehr frühen Zeiten geschehen sein. Denn die Entstehung der heiligen hermetischen Bücher der Ägypter, welche in dem bekannten Papyrus Ebers, eine der ältesten Quellen der Berufsmedizin repräsentieren, wird inhaltlich bis in das 3. oder 4. vorchristliche Jahrtausend zurückdatiert. Für das Abendland dürfte, nach meiner Ansicht, etwa die Abfassungszeit der knidischen und koischen Sentenzen als der Zeitpunkt zu gelten haben, an dem ein tiefgehender, wissenschaftlich wohl begründeter Unterschied zwischen Volks- und Berufsmedizin das erste Mal klar zu Tage getreten ist.

Zunächst wurden es aber weder der Laie noch der Priester der damaligen Zeit inne, daß sich zwischen ihnen ein so gewaltiger prinzipieller Unterschied in der Auffassung wie Handhabung der Heilkunde zu entwickeln begann. Die Krankenbehandlung des Laien wie des Priesters hatte vor der Hand noch so viel Gemeinsames, noch so zahlreiche Berührungspunkte, daß man sich einer Gegensätzlichkeit beider noch längst nicht bewußt werden konnte. Das Volk sah in dem heilbeflissenen Priester nicht den amtlichen Fachmann, sondern gemäß der herrschenden theurgischen Weltanschauung, den Vermittler der göttlichen Hilfe. Die Krankenbehandlung, welche der Priester-Arzt übte, galt dem Publikum noch nicht als eine weltliche Kunst, zu deren Handhabung Kenntnisse, Geschick und Erfahrung erforderlich waren, sondern ausschließlich als ein Akt des religiösen Kultus. Und ähnlich dachte zunächst ganz gewiß auch der Priester, der überdies auch noch sich sehr wohl bewußt gewesen sein dürfte, daß ein gut Teil der von ihm neben Beschwörung und Zauberei angewendeten irdischen Mittel dieselben waren, welche eventuell das Volk auch auf eigene Faust in Gebrauch nahm.

Die geschilderte Auffassung herrschte bei allen Kulturvölkern der vorgriechischen Zeit: bei den Sumerern, Babyloniern, Assyrern, Ägyptern findet sie sich, desgleichen in der indischen Medizin der vedischen Periode. Bei allen diesen Nationen ist der Priester allein diejenige Person, welche lediglich kraft ihres Amtes und nicht auf grund erworbener Kenntnisse Abhilfe gegen alles

irdische Leid, welcher Art es auch sein möge, zu schaffen in der Lage sein und also auch die Beseitigung der Krankheit leisten sollte.

Die Anschauung von der Zugehörigkeit der Medizin zu dem religiösen Kultus geriet erst ins Wanken, als die theurgische Weltanschauung sich dem Ende ihrer Herrschaft näherte.

Wann und in welcher Weise sich dies aber bei den orientalischen Kulturtägern zugetragen haben mag, läßt sich zeitlich vor der Hand wohl noch nicht genau bestimmen. Für das Griechentum dürfte die Zeit, in welcher die berühmten medizinischen Heiligtümer in Epidaurus, Knidos, Kos blühten, diejenige gewesen sein, in welcher die Einsicht sich anfing Bahn zu brechen, daß die Ausübung der Heilkunde eine Kunst sei, welche durch Studium, Beobachtung und Erfahrung gelernt werden müsse und nicht jedem Diener der Götter kraft seiner heiligen Stellung von selbst zuflöge. Sobald diese Überzeugung aber sich kräftig zu regen begann, fing man auch an, der Gegensätzlichkeit zwischen Berufs- und Volksmedizin sich immer klarer und deutlicher bewußt zu werden. Zum vollständigen Bruch zwischen der volkstümlichen Laien- und der zunftmäßigen Priestermedizin kam es aber erst, als die theurgische Weltauffassung der natur-philosophischen Lebensanschauung Platz machen mußte. Das erfolgte für die griechische Medizin um 600 v. Chr., für das Römertum einige Jahrhunderte später, für die Völker germanischen Stammes aber in viel jüngerer Zeit.

So lange nun die theurgische Weltanschauung an der Herrschaft blieb, hatte sich die Volksmedizin, wie wir dies schon vorhin bemerkt haben, in die Stellung einer mehr und mehr unbefugten Äußerung der Heilbestrebungen zurückgedrängt gesehen. Allein ein gewisses Recht auf das Dasein hatten ihr die damaligen sozialen Verhältnisse doch immer noch gelassen. Denn die Bevölkerung war in jenen frühen Zeiten der Zivilisation noch nicht in sonderlichem Umfang in die städtischen Kulturzentren zusammengedrängt; sie verteilte sich vielmehr vornehmlich über die ländlichen Bezirke. Dieser Umstand brachte es aber mit sich, daß in Krankheitsfällen vielfach die Heranziehung eines priesterlichen Heilbeflissenen unmöglich wurde und das Volk sich daher auf seine eigene Hilfe angewiesen sah. Aber auch in solchen Lagen suchte man den Mangel der priesterlichen Hilfe durch allerlei metaphysisches Beiwerk zu ersetzen, in welches man entweder die Darreichung des heilkräftigen durch die Erfahrung gelehrten Mittels kleidete oder das man wohl auch ohne weiteres

für sich allein in Anwendung brachte. Das wird so die Zeit gewesen sein, in welcher ein gut Teil jener Besprechungen, Beschwörungen, Zaubereien, die heut unter dem Sammelnamen „Sympathie-Mittel" zusammengefaßt werden, entstanden sind. In getreuer Nachahmung jener geheimnisvollen Gebräuche, welche das Volk seine Priester bei der Krankenbehandlung üben sah, und unter dem gewaltigen Einfluß der theurgischen Weltanschauung nahm man eben überall da, wo der Kranke der priesterlichen Hilfe entbehren mußte, zu einem Ersatzmittel seine Zuflucht, welches der vom Priester gehandhabten Behandlungsmethode möglichst glich, d. h. welches dem metaphysischen Bedürfnis in eben dem Umfang Genüge tat, wie die heiligen Zeremonien des Priesters. So entstanden denn die sympathetischen Behandlungsformen jetzt in der reichlichsten Menge. Wenn wir nun auch keineswegs behaupten wollen, daß während der Herrschaft der theurgischen Weltanschauung alle Sympathie-Kuren entstanden sein müßten, so glauben wir doch, daß sie zur genannten Zeit in ganz besonders reichlicher Menge erschienen sein dürften. Da nun aber die theurgische Weltanschauung bei den einzelnen Kulturvölkern des Morgen- und Abendlandes zu gar so verschiedenen Zeiten herrschend gewesen ist, so werden auch die Perioden, in denen die sympatethischen Kuren vornehmlich erzeugt worden sind, chronologisch recht weit auseinander liegen. Während für die orientalischen Nationen die Geburtszeit der sympathetischen Krankenbehandlung im 5. bis 6. Jahrtausend vor Christus gelegen haben dürfte, scheint dies für die griechische Kultur kaum 1 Jahrtausend vor Christus der Fall gewesen zu sein, und für die germanische Welt ist ganz gewiß eine wesentlich jüngere Zeit diejenige gewesen, in welcher die mit Sympathie arbeitende Volksmedizin zu rascher Entwickelung emporgeblüht ist. Übrigens dürfte schließlich selbst auch das Christentum der Entstehung von Sympathiemitteln Vorschub geleistet haben.

Hatte die Priestermedizin der theurgischen Zeit nun auch die Volksmedizin aus ihrer ursprünglich wohl berechtigten Stellung herausgedrängt und sie auf den Standpunkt einer, wenn auch geduldeten, so doch unbefugten Äußerung der Heilbestrebungen herabgedrückt, so hatte sie derselben auf der anderen Seite doch auch ganz wesentlich genützt. Denn die strenge Auffassung, welche die theurgische Weltanschauung im Allgemeinen und das Priestertum im Speziellen von dem Wesen der Krankheit und demgemäß auch von den Aufgaben der Therapie hatten, bildete einen wirksamen

Schutz gegen jede Entartung der Laienmedizin. Die Umbildung der Volksmedizin in das Kurpfuschertum wurde gründlichst verhindert, so lange die Menschheit im theurgischen Wahn befangen und die Priesterschaft im Besitze des heilkünstlerischen Monopols blieb. Die Priesterkollegien würden mit Demjenigen, der aus gewerblicher Rücksicht und aus eigner Machtvollkommenheit der Krankenbehandlung hätte obliegen wollen, gar kurzen Prozeß gemacht haben. Gestattete ja doch z. B. in Ägypten die hergebrachte staatliche Ordnung nicht einmal dem Priester-Arzt eine nach eigenem Gutdünken in gewerbsmäßiger Weise betriebene ärztliche Praxis, vielmehr mußte auch er die durch ihn geübte Krankenbehandlung in strengster Anlehnung an die Tempelsatzung scheinbar nur ad dei majorem gloriam durchführen. Und da hätte ein Laie aus dem Heilgeschäft ein fruchtbringendes Gewerbe machen sollen? Das wäre eben einfach unmöglich gewesen.

So blieb also die Volksmedizin vor der Ausartung in das verbrecherische Kurpfuschertum zunächst noch bewahrt.

Drittes Kapitel.

Die Volksmedizin und die natur-philosophische Weltanschauung.

Mit dem Augenblick, wo die theurgische Weltanschauung die Herrschaft an die natur-philosophische Lebensauffassung abtreten mußte, änderte sich auch die Stellung und Betätigung der Volksmedizin von Grund aus. Denn indem die natur-philosophische Bewertung der Naturvorgänge eifrigst bemüht war, jedes metaphysische Moment möglichst aus dem Ablauf der Erscheinungen auszuschließen und die irdischen Geschehnisse nur irdisch aufzufassen, gewann auch der Krankheitsbegriff alsbald einen ganz neuen Charakter. Man ließ nunmehr die metaphysische Deutung des Krankseins ganz fallen und reihte den Krankheitsbegriff in die Reihe aller übrigen, nur durch irdische Vorgänge hervorgerufenen Naturerscheinungen ein. Der Krankheitsbegriff war auf diese Weise ein Ding geworden, welches lediglich bestimmten, in der Mechanik der Naturerscheinungen wurzelnden irdischen Gesetzen gehorsamte.

Sobald man aber bis zu diesem Grad der Erkenntnis vorgedrungen war, mußte man auch für die Krankenbehandlung die aus der gänzlich umgestalteten Krankheitsauffassung sich notwendigerweise ergebenden therapeutischen Konsequenzen ziehen, d. h. man mußte die theurgische Therapie aufgeben und die Behandlung auf rein irdische Faktoren begründen. Damit war aber natürlich Religion und Priesterschaft aus der Medizin ausgeschaltet und die Heilkunde ein rein irdisch gearteter Beruf geworden. Alsbald fanden sich nun aber auch die geeigneten Individuen, welche mit der nötigen Lust und Begabung den erforderlichen Ernst für das Studium und die praktische Ausübung der Krankenbehandlung verbanden. Das dürfte sich für die abendländische, speziell für die griechische Medizin, so etwa zwischen dem 7. und 6. vorchristlichen Jahrhundert ereignet haben. Denn das zwischen dem 6. und 5. Säculum vor Christus abgefaßte Corpus hippocraticum zeigt schon keinerlei metaphysische Spuren mehr, ist vielmehr eifrigst darauf bedacht, vornehmlich nur irdische Dinge, wie Klima, Bodenverhältnisse, Beruf, Nahrung, allgemeine Lebensbedingungen u. a. m. als die Grundbedingungen der Pathologie und Therapie anzuerkennen.

So entwickelte sich denn also nach Ausschluß der priesterlichen Heilbeflissenen sehr bald eine Berufsmedizin, welche, wie dies das Corpus hippocraticum zeigt, schnell genug eine bewunderungswerte Höhe der klinischen Erkenntnis erreichte und ein reges, wenn auch durch seinen philosophischen Charakter leider nur zu oft auf Abwege geführtes wissenschaftliches Streben an den Tag legte. Und daß die Vertreter der damaligen Berufsmedizin auch ethisch hochansehnliche Männer waren, beweist der Asklepiadeneid, beweisen die Kapitel über Gesetz, Kunst, Anstand in der hippokratischen Sammlung.

Wesentlich anders gestaltete sich nun aber der Einfluß, welchen der Wechsel der Weltanschauung auf die Volksmedizin ausübte. Solange die theurgische Lebensauffassung geherrscht hatte, waren noch immer Beziehungen zwischen der priesterlichen Berufs- und der Volksmedizin lebendig gewesen. Denn die mystischen Gebräuche, die Zauberformeln, Besprechungen und heiligen Worte, mit welchen der priesterliche Arzt das Kranksein bekämpfte, sie bildeten ja auch das Rüstzeug der Volksmedizin. (Man vergl. auch Seite 9 u. 10.) So konnte ein Kranker, der sich von dem ersten besten Laien durch theurgische Maßnahmen behandeln ließ, gar nicht auf die Vorstellung kommen, daß er mit dieser Art von Heilkunde

sich zu der priesterlichen Berufsmedizin in einen Gegensatz brachte. Denn sah er ja doch den Priester-Arzt ähnlich vorgehen, wie den Laien. In diesem Bewußtsein mußte aber dem Volk seine eigene Medizin und die des Priesters in einen gemeinsamen, gleichwertigen Begriff zusammenfließen. Das sollte nun aber mit dem Auftreten der natur-philosophischen Naturanschauung und der daraus folgenden auf mechanisch-irdische Prinzipien beruhenden Berufsmedizin ganz anders werden. Die von den Flecken der theurgischen Krankheitsauffassung gründlich gereinigte Berufsmedizin konnte mit der Volksmedizin jetzt nichts mehr gemein haben. Selbst die uralten, wirksamen pflanzlichen oder mineralischen Mittel, deren erster Gebrauch noch aus jener frühen Zeit stammte, da die Volksmedizin (vergl. Seite 4) die noch fehlende Berufsmedizin zu ersetzen berufen war, konnten eine Gemeinsamkeit zwischen Volks- und Berufsmedizin jetzt nicht mehr bewirken. Denn die Volksmedizin bediente sich dieser Mittel auch jetzt noch, genau so wie früher, völlig planlos, vielleicht instinktiv (vergl. Seite 4) und wie es dem behandelnden Laien eben gerade paßte. Die Berufsmedizin aber war jetzt eifrig bestrebt, für jedes dieser Heilmittel auch eine in dem klinischen Bild gegebene Indikation zu finden und dementsprechend zu handeln.

So sehen wir denn, daß mit dem Auftreten der natur-philosophischen Weltanschauung sich alsbald eine scharfe Scheidung zwischen Berufs- und Volksmedizin bemerkbar macht. Und je mehr Fortschritte die Berufsmedizin zu verzeichnen hat, um so tiefer und breiter wird der Riß, der sie von der Volksmedizin trennt. So standen sich denn diese beiden Zweige der Heilbestrebungen, die ursprünglich aus einem gemeinsamen Reis erwachsen waren, so etwa um die Mitte des 5. Jahrhunderts der griechischen Medizin in ausgesprochendster Gegnerschaft schroff gegenüber. Das konnte aber auch gar nicht anders geschehen.

Denn ganz abgesehen von den metaphysischen Neigungen, aus denen die Volksmedizin im Gegensatz zu der rüstig aufwärts strebenden jungen Berufsmedizin gar kein Hehl machte, leistete sie auch der Entwickelung des Kurpfuschertums sehr erheblichen Vorschub. Ist ja doch schließlich die Kurpfuscherei überhaupt nichts anderes, als die zu einem unlauteren Geschäftsbetrieb erweiterte Volksmedizin. Daß aber das Kurpfuschertum dem Herrschaftsantritt der natur-philosophischen Weltanschauung eigentlich unmittelbar auf dem Fuß gefolgt ist, konnte wohl schließlich nicht anders sein; denn der Wunsch, mit möglichst wenig Arbeit möglichst bequem

und gut zu leben, ist eine Willensäußerung, welche bei gewissen Elementen unseres Geschlechtes allzeit eine nur zu lebhaft sich regende gewesen ist und es auch heut noch ist. Den ethischen Wert der Arbeit zu würdigen, ist eben nicht Jedermanns Sache, dieweil bei gar Vielen die tierischen Triebe wesentlich kräftiger sind, als die Betätigungen der zerebralen Funktionen. Die derartig Gesinnten hatten, sobald die mächtige Hand des Priesters die Medizin nicht mehr vor dem Eindringen ungehöriger Elemente zu schützen vermochte, denn auch nichts Eiligeres zu tun, als die Krankenbehandlung zum Gegenstand ihrer unsauberen Bestrebungen zu machen. So wurde also im Handumdrehen die Volksmedizin der Tummelplatz einer Schar gewissenloser, nur auf Erwerb bedachter, medizinisch dafür um so minderwertigerer Individuen. Und das Eindringen derartiger Gesellen in die bis dahin ganz ehrenhafte Volksmedizin geschah in kurzer Zeit und in solchem Umfang, daß wir schon im 5. vorchristlichen Jahrhundert gar bewegliche Klagen über das Unwesen der zum Pfuschertum entarteten Volksmedizin zu hören bekommen. So lesen wir in dem Corpus hippocraticum[1]) über die ohne genügende medizinische Kenntnis nur aus Gewinnsucht die Krankenbehandlung treibenden Individuen folgendes: ,,Denn solche Leute verstehen es auf die Menge zu wirken, betrügen sie gewerbsmäßig und treiben sich in allen Städten herum. Man kann sie an ihrer Kleidung, wie an ihrer sonstigen äußeren Erscheinung erkennen, und je glänzender ihr Schmuck ist, um so mehr müssen die, welche sie sehen, sie fliehen und hassen.“ Und an einer anderen Stelle der hippokratischen Schriften[2]) finden wir folgende Äußerung[2]): „Diejenigen, welche in der Unwissenheit Tiefe noch stecken, werden das eben Gesagte (gehandelt wurde über die Honorarfrage) nicht verstehen. Denn diese Leute (eben die Pfuscher), keine wirklichen Ärzte, ein Schimpf für die Menschen, die mit einem Schlage zu Ansehen gelangen und des Glückes bedürfen, finden durch einige reiche Patienten, welche sich des Nachlassens ihrer Krankheit zu erfreuen haben, bei doppeltem Glücke Beifall, wendet sich aber die Krankheit zum Schlimmern,

[1]) Hippocrates Oeuvres. Par Littré. Tome IX. Περὶ εὐχημοσύνης, § 2 Seite 228. Paris 1861. Fuchs Hippokrates sämtliche Werke. Über den Anstand. § II Seite 48. Bd. I. München 1895.

[2]) Hippocrates Oeuvres. Par Littré. Tome IX. παραγγελίαι. § 7 Seite 258. Paris 1861. Fuchs Hippokrates sämtliche Werke. Bd. I. Seite 60 § 7. München 1895.

da prahlen sie und vernachläßigen dabei die tadellosen Lehren der Kunst gerade da, wo ein tüchtiger Arzt, ein sogenannter Zunftgenosse, seine Kraft erproben würde."

Diese bedenkliche Stellung, in welche nach dem soeben Gesagten die Volksmedizin also schon während der hippokratischen Zeit zur Berufsmedizin getreten war, wurde von jetzt an eine immer ausgesprochenere. Die auf Gewinn bedachte gewerbsmäßige Volksmedizin trat während des klassischen Altertums nicht allein immer stärker in den Vordergrund, sondern sie übte auch immer unverhohlener ihr betrügerisches Gewerbe; ja sie scheute bald selbst vor den schwersten Verbrechen wie Kindsabtreibung, Mord u. dgl. m., nicht mehr zurück. Die Konsequenzen dieses Vorgehens der gewerbsmäßigen Laienmedizin gestalteten sich nun aber in der Folge sehr eigentümlich, ganz anders als man dies schließlich doch wohl hätte erwarten sollen. Denn das Natürlichste wäre doch wohl gewesen, daß das Publikum, vor dessen Augen täglich sich das gewissenlose und gefährliche Treiben der gewerbsmäßigen Volksmedizin abspielte, sich von derselben nunmehr vollkommen ab- und der Berufsmedizin vertrauensvoll zugewendet hätte. Aber das geschah nicht. Doch werden wir Historiker über diese Gestaltung sotanen Verhältnisses weder sonderlich erstaunt noch auch bereit sein, der antiken Welt aus ihren Beziehungen zur Volks- und Berufsmedizin einen Vorwurf machen zu wollen. Denn zunächst ist ja die moderne Menschheit, trotzdem inzwischen die Berufsmedizin doch eine bewundernswerte Höhe der Erkenntnis in theoretischer wie praktischer Hinsicht erreicht hat, bekanntlich auch stets bereit, dem geldlüsternen Volksmediziner ihr Ohr zu leihen. Wenn das aber der moderne Mensch tut, dem geordnete und in jeder Beziehung leistungsfähige ärztliche Verhältnisse geboten sind, wie soll man sich da wundern, wenn der antike Kranke der gewerbsmäßigen Volksmedizin trotz ihrer üblen Beschaffenheit zum Opfer gefallen ist, da doch während des ganzen Altertums und auch noch während eines guten Teiles des Mittelalters die ärztlichen Verhältnisse einer staatlichen Ordnung noch ganz entbehrten. Es gab zwar sowohl in Griechenland wie auch in dem kaiserlichen Rom ärztliche Bildungsanstalten, aber kein Medizin Studierender war obrigkeitlicherseits gehalten, sich seine heilkünstlerische Bildung an jenen Stellen ausschließlich zu holen. Vielmehr blieb es Jedem überlassen, die für den ärztlichen Betrieb erforderlichen Kenntnisse zu erwerben, wie und wo es ihm beliebte. Und

wenn er es für gut hielt, die Krankenbehandlung ohne vorangegangenes Studium zu üben, so hinderte ihn auch daran Niemand. Der griechische wie römische Staat und zum Teil auch die Zeit des frühen Mittelalters hatten eben die Heilkunde vollkommen freigegeben. Zu welchen Konsequenzen aber diese Verhältnisse schnell genug führen mußten, hat uns Scribonius Largus [1]), bekanntlich ein pharmakologischer Schriftsteller des 1. christlichen Jahrhunderts, mit folgenden Worten geschildert: „Deshalb besteht für Niemand mehr die Notwendigkeit, die Heilkunde zu studieren, und gar manche Ärzte sind nicht bloß unbekannt mit den alten Schriftstellern, auf denen doch die Kenntnis des Faches beruht, sondern sie wagen es sogar, ihnen Falsches in den Mund zu legen. Denn wo Niemand mehr bei der Wahl eines Arztes an einen Unterschied denkt, sondern schlechte und gute einander gleich gelten, da hat ein Jeder vor allem das im Auge, was ihm ohne Arbeit zufallen kann und dennoch Geltung und Gewinn in Aussicht stellt. Somit betreibt Jeder die Heilkunde nach seinem Belieben." So konnte sich denn also männiglich Arzt nennen und als Arzt praktisch bewegen, ohne behördlicherseits in diesem seinem Beginnen irgendwie behindert zu sein. Aus diesem Verhalten des Staates ergab sich nun aber eine für das leibliche Wohl der Bevölkerung wie für die Stellung der Berufsmedizin gleich bedenkliche Folge. Es wurde nämlich in dem Bewußtsein des Volkes jeder Unterschied zwischen Volks- und Berufsarzt verwischt, wie dies auch aus dem soeben mitgeteilten Zitat des Scribonius Largus schon hervorgeht. Denn woher und wie sollte dem Einzelnen die Kenntnis kommen, ob der, welcher ihm unter Bezugnahme auf seine ärztlichen Qualitäten Hilfe in Krankheitsfällen anbot, ein studierter oder ein Arzt aus eigenen Gnaden war? So entschwand also in der Anschauung des Volkes jeder Unterschied zwischen Berufs- und Volksarzt vollständig. Weil dem aber so war, so belastete man mit dem schamlosen Verhalten und den entsetzlichen Erfolgen der gewerbsmäßigen Volksmedizin nun auch ohne weiteres die Berufsmedizin. Man hielt die berufsmäßig gebildeten und erzogenen Ärzte für dasselbe Gelichter, wie die Hilfsbeflissenen aus dem Laienstande. Und da nun der Schaden, welchen die Letzteren

[1]) Scribonius Largus Compositiones medicamentorum. Epistola ad Julium Callistum. Ed. Helmreich. Lipsiae 1887. p. 4.

dem öffentlichen Wohl unentwegt zufügten, zu klar vor aller Augen zu Tage lag, so entwickelte sich ein ganz erstaunlicher Haß gegen alles, was Arzt und Mediziner hieß.

Dieser Abscheu vor dem Arzt und seinem Beruf begegnet uns schon in sehr frühen Zeiten der Römerwelt. So berichtet nach Plinius[1]) Cassius Hemina, einer der ältesten römischen Schriftsteller, daß schon im Jahre 535 der Stadt die Ärzte daselbst allgemein verwünscht worden seien und einer derselben, namens Archagatus, der wahrscheinlich vornehmlich Chirurg gewesen ist, den angenehmen Beinamen „carnifex" d. h. also Henker, erhalten habe. Nicht viel besser klingt das vernichtende Urteil, welches später dann der große Ärztefeind Marcus Porcius Cato[2]) über die griechischen Ärzte fällte und das lautete: „Wenn einmal dieses Volk seine Wissenschaft einem andern mitteilt, wird es letzteres ins Verderben stürzen, und um so mehr, wenn es seine Ärzte zu ihnen schickt. Denn sie haben die Absicht, alle Ausländer durch Arzneien umzubringen und lassen sich dafür auch noch bezahlen, damit man ihnen Zutrauen schenke und sie ihr Unwesen leichter ausüben können".

Schon im 1. christlichen Jahrhundert hatten sich dann im kaiserlichen Rom die medizinischen Verhältnisse schließlich in der bedenklichsten Weise entwickelt. Es gaben sich, wie Galen[3]) erzählt, jetzt die verschiedensten Stände, ohne je mit Medizin sich beschäftigt zu haben, für Ärzte aus: Schuster, Färber, Zimmerleute, Schmiede, kurz wen es gelüstete, der trieb unter dem Vorgeben Arzt zu sein gewerbsmäßig Krankenbehandlung. Und da ja das Publikum unter solchen Verhältnissen nicht wissen konnte, wer von den unzähligen Heilbeflissenen nun ein studierter Arzt war und wer nicht, so rief es in Krankheitsfällen eben den zu Hilfe, der sich seinen Wünschen am fügsamsten erwies, wer tüchtig zu renommieren vermochte und den Launen der Kranken schmeichelte. Solches Gelichter erfüllte Rom mit seinen

---

1) Plinius Secundus. Naturalis historiae libri XXXVII. Rec. Janus. Lipsiae 1854/65. Lib. XXIX. Kap. 6. Band 4. S. 208.

2) Plinius Secundus. Lib. XXIX. Kap. 7. Rc. Janus. Lipsiae 1854/65. Bd. 4. Seite 208.

3) Galen. De methode medendi. Lib. I. Ed. Kühn. Band X. Seite 4 ff. Man vergleiche auch: Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medizin und der epidemischen Krankheiten. 3. Bearbeitung. Band I. Seite 425. Jena 1875.

beutehungrigen Schaaren; überall drängte es sich ein. Ja nicht bloß in den Krankenstuben trieb es sein unsauberes Geschäft, sondern mit seinem frechen Gebahren wußte es auch den medizinischen Unterricht in seine Hand zu bekommen. Denn da das medizinische Studium hauptsächlich in der Weise betrieben wurde, daß der Schüler bei irgend einem medizinische Praxis Treibenden in die Lehre trat, so waren eben solche Heilbeflissene als Lehrer besonders gesucht, welche am meisten von sich herzumachen wußten, am kecksten und siegesgewißesten auftraten. Ein solcher Kunde war z. B. Thessalus, der zu den Zeiten Neros Rom mit seinem Treiben beglückte. Besagter Thessalus hatte die Volksmedizin zu einem schamlosen Gewerbe herabgewürdigt, indem er als rechter echter Kurpfuscher dem kranken Publikum mit seinen renommistischen Flunkereien gründlich Sand in die Augen streute und die Taschen möglichst entleerte. Da er aber mit diesem Treiben einen hervorragenden Erfolg zu verzeichnen hatte, so strömten ihm von allen Seiten Schüler zu, die auch die Kunst lernen wollten, in kurzer Zeit mittelst Krankenbehandlung reiche Leute zu werden; besonders da er noch Jedem, der es hören wollte, versicherte, er könne die Kunst Arzt zu sein, männiglich in der kurzen Zeit von 6 Monaten beibringen.

Weil nun aber für solche Gesellen, wie sie uns Galen in der Person des Thessalus schildert, der Arzt der größte Feind war, da ja er allein die Gefährlichkeit der gewerbsmäßigen Volksmedizin vornehmlich zu erkennen vermochte, so verfolgten die antiken Pfuscher, genau so wie die modernen, denn auch den Berufsarzt mit Schmähungen und Verleumdungen aller Art. So nennt z. B. der brave Thessalus auch den großen Hippokrates Ignorant und Betrüger. Und demgemäß hörte denn das Publikum Tag für Tag von der überreichen Schaar der beutelüsternen Volksärzte die übelsten Nachreden über Wissen und Können des Berufsarztes. Das alte Sprichwort: „Calumniare audacter semper aliquid haeret“ bewahrheitete sich auch in diesen Verhältnissen bald. Das Publikum, welches unentwegt die ärgsten Beschuldigungen des Berufsarztes zu hören bekam, glaubte dieselben endlich, und da es andrerseits vor der schamlosen, mit Tod und Verderben arbeitenden Tätigkeit der gewerbsmäßigen Volksärzte eine gründliche Abneigung gewonnen hatte, so loderte, wie wir bereits Seite 17 bemerkt haben, bei ihm bald ein wilder Haß, ein tiefer Abscheu gegen alles, was mit Arzt und ärztlicher Krankenbehandlung zusammenhing, auf.

Dieser sehr berechtigte Haß hatte nun aber für die Entwickelung der anständigen, nicht nach Geldeswert ausschauenden Volksmedizin eine sehr bemerkenswerte Folge. Denn wenn auch der Kranke, vor Allen, die da unter dem Titel Arzt eine gewerbsmäßige Tätigkeit entfalteten, eine solche Furcht haben mochte, daß er Niemand dergleichen an sein Lager ließ, so hatte er doch andrerseits das dringende Bedürfnis von seinen Leiden befreit zu werden. Unter solchen Verhältnissen blieb aber nur die Zuflucht zu der nicht gewerbsmäßigen Volksmedizin übrig, zu jener Ausübung der Heilkunde, welche lange vor dem Auftreten der theurgischen Weltanschauung im Schwunge gewesen war. Man holte also jetzt wieder die alten Volksmittel hervor, welche schon zu der Urväter - Zeiten in Gebrauch gewesen waren und suchte mit denselben auf eigene Faust der Krankheit bei sich und seiner Umgebung zu wehren, so gut man dies eben vermochte.

Da nun aber doch nicht Jedermann so ohne weiteres über eine genügende Kenntnis jener alten Volksmittel verfügte, so fühlte sich bald Dieser oder Jener bemüßigt, eine schriftliche Zusammenstellung solcher im Volksbewußtsein lebender Mittel zu liefern. Und so sehen wir denn schon ziemlich früh solche, man möchte fast sagen, „Handbücher der Volksmedizin zum eignen Gebrauch" in den Händen der römischen Bevölkerung. Marcus Porcius Cato bemerkt ausdrücklich, daß er ein altes „Commentarium"[1]) besitze, nach dem er sich, seine Kinder und seine Hausgenossen behandele. Da aber Cato selbst wie seine Ehefrau bei dieser Behandlungsweise tief in die achtziger Jahre gekommen seien, so müsse solch eine Stillung des medizinischen Bedürfnisses doch, wie Cato meint, recht empfehlenswert sein. Übrigens hat Plinius bei der Darstellung der Pharmakopoe seiner Zeit, nach seinem eignen Geständnis, von diesem volksmedizinischen Commentar des Cato reichlich Gebrauch gemacht, sodaß wir wohl in jenen Mitteilungen des Plinius so eine Art von Auszug aus dem Cato'schen Commentar erblicken dürfen. (Vgl. Kap. V Seite 35 dieser Abhandlung, wo wir auf diesen Punkt noch näher eingehen werden.) Das, was Plinius in den Büchern 20—32 seiner Historia naturalis über Arzneimittel und Krankenbehandlung mitteilt, zeigt, daß eigentlich so ziemlich

---

1) Plinius Secundus. Naturalis historiae. Rec. Janus. Leipzig 1854/65. Band IV. Seite 209. § 8.

alle Substanzen zwischen Himmel und Erde einmal vom Volke mit dieser oder jener heilkräftigen Wirkung ausgestattet worden sind. Auch die theurgischen Maßnahmen der uralten Vorzeit stehen in den Zeiten der römischen Republik wie des Kaisertums bis tief in das Mittelalter, ja bis in die neueste Zeit hinein noch in vollster Blüte. So unterzieht z. B. Plinius im 28. Buch § 4 die Frage: ob Beschwörungen und Zauberformeln wirksam sein könnten? allen Ernstes einer sorgsamen Untersuchung und kommt zu dem Ergebnis, daß dies sehr wohl der Fall sein könne.

So hatte denn also die nicht gewerbsmäßige Volksmedizin bei ihrem erneuten Aufblühen, das infolge der soeben besprochenen Verhältnisse etwa im 1. vorchristlichen Jahrhundert erfolgte, genau denselben Charakter, wie in den frühesten Zeiten (vgl. Kap. I und II dieser Arbeit). Sie operierte mit Substanzen, denen durch wirkliche wie eingebildete Erfahrung eine gewisse medikamentöse Wirkung zugeschrieben wurde, sowie mit Zauberei und allerlei sonstigem metaphysischem Kram.

Die Inventarisierung und Katalogisierung der Volksmedizin, wie wir sie schon in den Händen des alten Cato gefunden haben, verschwindet von nun an nicht mehr aus der Literatur. Bis in die neueste Zeit hinein begegnen wir ihr. Doch hat die Darstellung, entsprechend dem Wechsel der Anschauungen in den verschiedenen Kulturepochen, auch ein recht verschiedenes Gepräge angenommen, ein Umstand, auf den wir in dem Kapitel V noch in eingehender Weise zurückkommen werden.

So hinterließ denn also die natur-philosophische Weltanschauung bei ihrem Scheiden zwei Formen der Volksmedizin: eine, welche ohne Rücksicht auf Gelderwerb nur dem Wohl des Kranken zu dienen bestrebt war und in ihrem praktischen Handeln sich nicht viel von der der Vorzeit unterschied, und eine andere, welche ohne Beachtung des Wohles des Kranken nur nach Gelderwerb strebte, und sich zu dem rechten echten Kurpfuschertum ausgewachsen hatte.

Viertes Kapitel.

Die Volksmedizin und die christliche Weltanschauung.

Mit dem Auftreten des Christentums begannen alsbald auch in der Volksmedizin sehr erhebliche Wandlungen sich bemerkbar zu machen. Und zwar schien es zunächst, als wollte dasselbe von jetzt an ausschließlich die metaphysisch-theurgischen Heilbestrebungen pflegen. Wenigstens machten die jungen Christengemeinden vielfach den Versuch, ihre Kranken mit Ausschluß des Arztes wie der Arzneimittel nur mittelst Gebet und theurgischer Maßnahmen zu behandeln. Wie diese Art der Therapie beschaffen war, können wir aus dem Jacobus-Brief[1]) ersehen, woselbst geschrieben steht: „Ist jemand krank, der rufe um sich die Ältesten der Gemeinde und lasse sie über sich beten und salben im Namen des Herrn. Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten, und so er hat Sünden begangen, werden sie ihm vergeben sein. Bekenne Einer dem Andern seine Sünden und betet für einander, daß ihr gesund werdet. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist".

So sollte denn also an Stelle des Berufsarztes der Gemeinde-Vorstand in corpore die Krankenbehandlung leiten und ihm als Rüstzeug dabei Gebet und Ölsalbung dienen. Damit war aber der Heilvorgang auf's neue ein Glied des religiösen Kultus geworden, wie er das in den uralten Zeiten der theurgischen Weltanschauung (Seite 9 dieser Abhandlung) auch bereits gewesen war. Diese naive Übertragung des Heilgeschäftes auf die ältesten Gemeinde-Mitglieder darf wohl aber nur für die frühesten Zeiten des christlichen Gemeindelebens gelten. Später, als die Gemeindegeschäfte umfangreicher wurden und ganz eigentümliche epidemisch auftretende Geistes-Krankheiten (Besessenheit) hinzukamen, konnten die Heilbestrebungen in der beschriebenen Form wohl doch nicht mehr durchgeführt werden, vielmehr mußte man sich behufs Abwehr der allgemein herrschenden und immer weiter um sich greifenden Besessenheit nach einer anderen Art der Behandlung umsehen. Daß diese aber eine arzt- und arzneilose sein müsse, war den Frommen der Christenheit eine ganz selbstverständliche

1) Die Epistel Jakobi. Cap. 5. Vers 14—16.

Sache. Demgemäß stellte man jetzt besondere Beamte an, welche unter dem Namen „Exorcista“ die Aufgabe hatten, die mit Besessenheit behafteten Kranken lediglich durch Vornahme metaphysischer Handlungen (Gebet und Besprechung) zu heilen. So hatte denn also das Christentum eine besoldete und amtliche Vertretung der Volksmedizin geschaffen.

Ein Verständnis dieses auffallenden Vorganges gewinnen wir, wenn wir des Umstandes gedenken, daß um die Wende der heidnischen und christlichen Zeit sich die Menschheit in einer ganz eigenartigen Geistesverfassung befunden hatte. Der Glauben an die olympischen Götter war damals nämlich schon längst entschwunden, und die nach einer Stillung ihres religiösen Bedürfnisses verlangende Welt hatte sich dafür in dem Neu-Platonismus und Neu-Pythagoräismus einen Ersatz zu beschaffen gesucht. Diese mit Mystik und Theurgie gründlichst durchsetzten und gesättigten philosophischen Systeme hatten nun aber die Erde mit einer Unzahl überirdischer Wesen, böser und guter Geister, bevölkert, unter welchen die bösen, die sogenannten Dämonen, eine ganz besonders hervorragende Rolle spielten. Diese niederen Geister hatten nun die Hand in allen irdischen Vorgängen und nahmen dementsprechend auch an der Erzeugung der Krankheiten in ganz hervorragender Weise teil.

Diesen geistigen Verirrungen vermochte auch das Christentum, trotzdem es die Menschenseele auf's neue mit einem ethischen Inhalt erfüllte und die religiöse Sehnsucht auf das Befriedigendste stillte, doch nicht sich zu entziehen. Der Dämon spielte in den jungen Christengemeinden sowohl, wie auch in den späteren Perioden unserer Religion eine wesentliche Rolle. In den Schriften der Apologeten, wie Kirchenväter treibt während der ersten 4 Jahrhunderte und auch noch späterhin der Dämon ein gar betrübendes Spiel. Er gilt als der Anstifter aller unangenehmen Ereignisse und also auch als Vater der Krankheit.

Forderte demnach der Dämonglauben schon die Christen zu einer rein metaphysisch gearteten Krankenbehandlung unbedingt heraus, so konnte man dieselbe schließlich auch noch durch eine Berufung auf Christus begründen. Denn dieser erhabene Stifter unserer Religion vertrieb die Dämonen aus dem kranken Menschen durch Gebet; und da er auch sonst noch allerlei Krankheiten wie Blindheit, Taubheit, Lähmungen, Aussatz u. a. m. ohne Arzt und ohne Arzneimittel zu heilen pflegte, so ist es wohl eigentlich selbst-

verständlich, daß der Berufsarzt in den ersten Zeiten des Christentums nicht sonderlich zur Geltung kommen konnte, wie auch das Vertrauen zu den irdisch gearteten Heilmitteln desselben einen argen Stoß erfahren hatte. Die Apologeten und Kirchenväter der ältesten Kirchengeschichte ließen sich demgemäß auch wiederholt über die Bedeutung der irdischen Arzneimittel aus und untersuchten des öfteren die Frage, wie sich denn wohl der Christ zu diesem Rüstzeug der Berufsmedizin zu verhalten habe. Während Einzelne derselben, so z. B. Tatian[1]) den Gebrauch von arzneilichen Stoffen als eine den frommen Christen nicht ziemende Sache hinstellen, nehmen Andere wieder einen mehr vermittelnden Standpunkt ein und spotten höchstens über die Medikamente, so z. B. Tertullian, während dagegen Andere dem Gebrauch der irdischen Medizin nichts besonderes in den Weg legen. Doch fehlte es auch nicht an Solchen, welche in ihrem Eifer so weit gingen, daß sie die Beschäftigung mit der Medizin geradezu für etwas Unchristliches erachteten, das mit den schwersten kirchlichen Strafen zu ahnden sei. Aber schon der Umstand, daß über die Wirksamkeit arzneilicher Stoffe nicht der Arzt, sondern der theologische Schriftsteller zu befinden hatte, beweist, wie sehr das Christentum der ersten Jahrhunderte der Laienmedizin geneigt war.

Mag man nun auch über die nur mit brünstigem Gebet und Ölsalbung arbeitende Volksmedizin der ersten Christengemeinden denken wie man will, die tiefe Innigkeit und Reinheit des Glaubens wird ihr wohl Niemand absprechen wollen. Leider vermochte dieselbe aber das feste Vertrauen in die göttliche Hilfe nicht gar lange in seiner Naivität und kindlichen Reinheit zu bewahren. Schon in der Apostelgeschichte[2]) finden wir sehr bedenkliche Zeichen eines in die Volksmedizin eindringenden Aberglaubens, wie man sich aus der Kenntnisnahme der folgenden Stellen ohne weiteres überzeugen wird. Denn in Kapitel 19 Vers 12 steht: „Also daß sie auch von seiner Haut (Pauli) das Schweißtüchlein und Koller über die Kranken hielten und die Seuchen von ihnen wichen und die bösen Geister von ihnen ausfuhren“. Und Kap. 5, Vers 15, heißt es: „Also daß sie die Kranken auf die Gassen hinaustrugen und legten sie auf Betten und Bahren, auf daß, wenn Petrus käme, sein Schatten ihrer etliche überschattete.“

---

1) Tatianus. Oratio ad graecos. Ed. Otto. Jena 1851. § 17, Seite 78; § 18, Seite 80; § 20, Seite 88.

2) Apostel-Geschichte Lucae, Kapitel 5, Vers 15, und Kapitel 19, Vers 12.

Waren diese Maßnahmen der Volksmedizin vor der Hand auch noch nicht gerade bedenklich, so waren sie doch die sehr charakteristischen ersten Anzeichen eines Aberglaubens, der dann in den Zeiten des Mittelalters in geradezu entsetzlicher Weise sich betätigte und die arztlosen Heilbestrebungen wohl auf den tiefsten Stand, auf dem sie je gestanden haben, herabdrückte. Der Schatten des Petrus und das Schweißtüchlein des Paulus erhielten nämlich so im 5. und 6. Jahrhundert ungezählte Konkurrenten an den Heiligen. Alle irdischen Dinge, die je mit einem Heiligen in Beziehung gestanden hatten oder in Beziehung gebracht werden konnten, ja sogar selbst die Leichenteile heiliger Leiber wurden für die wirksamsten Heilmittel, für viel wirksamer als der Arzneischatz der Berufsmedizin erklärt. Auf diese Weise war also mit Beginn des Mittelalters die Volksmedizin der frommen Christen ein Gemisch von Gebeten und von allerlei Dingen geworden, welche mit irgend einem Heiligen in Zusammenhang standen; so galten z. B. als höchst wirksame Medizinen der auf den Grabsteinen der Heiligen sich sammelnde Staub, das Öl, das von den auf den Gräbern von Heiligen brennenden Lampen abtropfte, das Wachs der Grabkerzen, die Altardecken u. a. m. Wer einen Blick in die Verirrungen der arzt- und arzneilosen Heilbestrebungen jener Zeiten tun will, den verweise ich auf meine einschlägigen Schriften [1]), sowie auf das Werk von Bernoulli [2]). Man vergl. auch Kap. VII, § 6 dieser Untersuchung.

Übrigens bekannten sich ganz rückhaltslos zu der beschriebenen Art des Heilverfahrens nur die überfrommen Christen, unter ihnen allerdings auch so große Kirchenlichter wie der heilige Benedict (480—543), Gregor von Tours (540—594) u. a. m. Doch gab es neben ihnen auch eine Partei, welche in medizinischen Dingen wesentlich liberaler dachte und, obwohl sie die Macht und den Wert des Gebetes und der Reliquien rückhaltslos anerkannte, sich doch der Einsicht nicht verschließen mochte, daß in Krankheitsfällen ein Arzt oder ein Arzneimittel meist doch wohl wirksamer sei, als wie ein bloßes Gebet,' mochte dasselbe auch mit Ölsalben oder Reliquienverehrung verbunden werden.

---

[1]) Magnus. Der Aberglauben in der Medizin, Abhandlungen zur Geschichte der Medizin, Heft VI. Breslau 1903. § 9, Seite 37 ff.

Magnus. Sechs Jahrtausende im Dienste des Äskulap. Breslau 1905. Kapitel V, Seite 99 ff.

[2]) Bernoulli. Die Heiligen der Merowinger. Tübingen 1900.

Das Zahlenverhältnis, in welchem diese beiden Parteien, die der Arzneigläubigen und die der Arzneiverurteilenden, einander gegenüber standen, wechselte im Lauf der Kirchengeschichte öfters. Waren in den frühesten Zeiten des Christentums die Anhänger der arzneilosen Volksmedizin in der Mehrzahl, so gewannen dafür später die Arzneigläubigen entschieden das Übergewicht. Und schließlich kam es in den späteren Zeiten des Mittelalters zu einer Art von Kompromiß. Man ließ zwar das Medikament und, wenn erforderlich, wohl allenfalls auch noch den Arzt zu, machte aber unbeschadet dessen doch je nach Umständen auch noch von den himmlischen Gnadenmitteln, oder wenn solche nicht zu beschaffen waren, von allerhand anderen metaphysischen Maßnahmen Gebrauch. Ein typischer Vertreter dieser Art des Heilverfahrens war Marcellus Empiricus, der im 5. Jahrhundert als byzantinischer Minister des Innern tätig war. Da wir aber gerade auf diesen Marcellus später nochmals zurückkommen werden, so verweisen wir bezüglich seiner auf Kapitel V S. 39 dieser Untersuchung.

Hatten wir bis hierher die bedenkliche Richtung geschildert, welche die Volksmedizin unter dem Einfluß des Christentums eingeschlagen hatte, so wartet unserer nunmehr die wesentlich angenehmere Aufgabe, auch noch des günstigen Einflusses zu gedenken, welchen die christliche Weltanschauung auf die Ausgestaltung der arzt- und medizinlosen Laienmedizin auszuüben berufen war.

Der erhabene Gedanke unserer Religion, daß alle Menschen Brüder seien und sich durch brüderliche Liebe eng verbunden fühlen und halten sollten, eröffnete der Volksmedizin mit einem Schlage eine ganz neue Perspektive. Denn wo konnte sich diese brüderliche Liebe der Christen tatkräftiger und heilsamer entfalten, als gegenüber denjenigen, die da bitter zu leiden hatten unter der Last des Alters oder unter den Schmerzen des Krankseins? Solchen Unglücklichen mit Rat und Tat hilfreich zur Seite zu stehen, ihnen, selbst unter Zurücksetzung des eigenen Wohls und Wehes, ihre schwere Lage zu erleichtern, das war ein Gedanke, wie ihn großartiger die Welt noch nicht kennen gelernt hatte. Denn der Mensch der orientalischen Kulturwelt wie des klassischen Altertums hatte in seinem Mitmenschen entweder nur einen Widersacher, der ihn im Kampf um das irdische Glück wohl hemmen und hindern, aber nicht fördern wollte, oder ein Wesen gesehen, dessen Kräfte man zur Festigung des eigenen Glückes in der rücksichtslosesten und gewaltsamsten Weise ausnützen dürfe. Das Wohl-

befinden des Anderen kümmerte den antiken Menschen nicht, nur dem eigenen zu dienen war sein Streben. Dieser Lebensauffassung gegenüber zeigte nun das Christentum, daß der wahre Wert des Daseins nicht in der unbeschränkten Selbstliebe, noch in dem Genuß des irdischen Glücks, sondern in der Pflege der ethischen Werte zu finden sei. Indem nun die junge Christenheit von der Wahrheit dieses Gedankens aufs tiefste durchdrungen war, fand sie alsbald auch die richtige Form, in welcher diese Lehre zum Ausdruck gebracht sein wollte. Sie erkannte es als Pflicht eines jeden Gemeindegliedes an, dem unter Alter oder Krankheit Leidenden mit Hintansetzung des eigenen Ichs zu helfen. So war also die Beschäftigung mit dem Kranken für den frommen Gläubigen des ersten Christentums eine Aufgabe, der er sich unter keiner Bedingung entziehen durfte. Hoch und Niedrig, Alt und Jung, Mann wie Weib, sehen wir jetzt emsig mit dem Krankendienst beschäftigt. Ja dieser Eifer erlahmte auch nicht, selbst wenn die eigenen Kräfte bis auf das denkbar höchste Maß angestrengt werden mußten, oder wenn ansteckende Seuchen die Krankenpflege zu einem recht gefährlichen Geschäft machten. Damit hatte aber die Volksmedizin eine ganz neue Form der Betätigung gefunden; sie war mit einem großartigen ethischen Inhalt erfüllt worden. So war denn unter dem Einfluß des Christentums der Krankendienst des Laien zu einem ganz gewaltigen Kulturelement geworden. In dieser Form der Krankenpflege war die Volksmedizin aber plötzlich aus der gegensätzlichen Stellung, in welcher sie sich bis dahin der Berufsmedizin gegenüber befunden hatte, herausgehoben worden. In solcher Gestalt war sie nicht mehr ein unbefugter Konkurrent, sondern ein durchaus berechtigter Gehilfe der Berufsmedizin. Allerdings war ja die Laienmedizin dadurch, daß man ihr die Krankenbehandlung, wenn auch zunächst noch nicht ganz, so doch größtenteils entziehen und sie dafür auf die Krankenpflege verweisen wollte, ein erheblich anderer Begriff geworden. Aber es war damit auch die einzig zulässige Form gefunden, in welcher die medizinische Betätigung des Laien nicht blos fernerhin bestehen, sondern sich auch fortschrittlich entwickeln konnte. Diese Entwicklung zu fördern, den neu geprägten Begriff der Volksmedizin zu vertiefen und weiter auszubauen, sehen wir von jetzt an die Christenheit eifrigst bestrebt. Von dem ersten Auftreten unserer Religion an, durch das ganze Mittelalter hindurch und während der Neuzeit bis auf die jüngste Gegenwart hat dieses

Streben niemals geruht und in der verschiedensten Weise hat man die von dem Christentum neu geschaffene Form der Volksmedizin zum Ausdruck gebracht.

Schon sehr bald kam man zu der Überzeugung, daß die Versorgung der Kranken durch die Gemeinde-Mitglieder, wie sie die ersten Christen geübt hatten, doch auf die Dauer nicht genüge, vielmehr in vielen Fällen sich als unzureichend erweise. (Vergl. auch S. 22.) Um nun den auf die christliche Liebe begründeten Krankendienst nicht verkümmern zu lassen, schritt man zur Gründung von Kranken- und Zufluchtshäusern. Man schuf damit, wenn man so sagen darf, Zentralstationen der Volksmedizin resp. Stellen, an denen der Laie neben dem Arzt medizinisch tätig sein konnte und sollte. Mit welcher Innigkeit man aber gerade diese Ausgestaltung des durch Laien geübten Krankendienstes erfaßte, zeigte die in Rom im Jahre 380 erfolgte Gründung des ersten Krankenhauses. Dasselbe wurde nämlich von der einer der vornehmsten Familien entstammenden Römerin Fabiola in der Weise ins Leben gerufen, daß diese gläubige Christin ihren ganzen großen Grundbesitz der Gemeinde behufs Aufnahme von Kranken und durch das Alter Gebrochenen schenkte und in dieser Anstalt selbst als Pflegerin wirkte.

An diese großartige Tat der frommen Fabiola schlossen sich bald zahllose Gründungen an, in welchen der Krankendienst von weltlichen, wie von geistlichen Händen geübt wurde.

Ob nun in diesen frühesten, dem Krankendienst gewidmeten Gründungen überhaupt schon Berufsärzte tätig und in welchem Umfang sie eventuell daselbst beschäftigt waren, kann uns zunächst nicht weiter interessieren. Hier genügt es uns, darauf hingewiesen zu haben, daß in jenen christlichen Anstalten, die gar bald sich in Klöster umwandelten, dem Volk das erste Mal Gelegenheit geboten wurde, in einer dem Wohl der Menschheit wie der Würde unserer Wissenschaft gleich entsprechenden Weise dem Nutzen der Kranken sich dienstbar zu erweisen.

Die mönchischen Vertreter dieser Art des Krankendienstes erlebten nun aber schließlich vielfach ein Geschick, wie wir es bei dem assyrischen, ägyptischen, griechischen Priesterarzt auch bereits kennen gelernt haben. Denn ursprünglich jeder medizinischen Erkenntnis bar, gewannen die krankenpflegenden Mönche und wohl auch die Nonnen durch den fortgesetzten Umgang mit Kranken medizinische Einsicht; und diese heilkünstlerische Erfahrung nahm bald einen solchen Umfang an, daß Mönch wie Nonne, die ursprünglich

doch nichts anderes waren, als medizinisch ungebildete Krankenpfleger, sich zu medizinisch wohl verständigen Berufsärzten heranbildeten. So wandelten sich eine Reihe von christlichen Klöstern aus Pflegeanstalten in Hospitäler um und dies war für die Schicksale der Berufsmedizin von der größten Bedeutung. Denn in jenen gewalttätigen Zeiten, in denen die antike Herrschaft zusammenbrach und wilde politische Stürme die Lande durchrasten, waren die Klöster die einzigen Zufluchtsstätten für Bildung und Wissenschaft. Und so fand auch die Heilkunst einen Unterschlupf in den frommen, der christlichen Liebe dienenden Räumen der Klöster. Ich will hier nur an das Kloster Monte Cassino erinnern, das etwa vom 6. Jahrhundert bis zum Aufblühen der Universitäten, speziell Salernos, als der medizinische Zentralpunkt des Abendlandes galt.

So hat denn also die erhabene Form, in welche das Christentum den Laien-Krankendienst gekleidet hatte, für die Geschichte der Berufsmedizin eine große Bedeutung gewonnen. Das ist allerdings aber auch das einzige Mal gewesen, daß die Volksmedizin, speziell ein bestimmter Zweig derselben, der wissenschaftlichen wie praktischen Entwickelung der Berufsmedizin in solchem Umfang Vorschub leisten konnte.

Die Art und Weise nun, in welcher das Christentum das Laien-Element zu dem Krankendienst heranzog, hatte einen so gewaltigen ethischen Wert und entsprach so sehr den Bedürfnissen der damaligen wie auch der modernen Menschheit, daß die weitere Ausgestaltung dieser Betätigung der Volksmedizin von jetzt an nicht mehr ruhen sollte. In den verschiedensten Formen suchte man den christlichen Gedanken des Krankendienstes zum Ausdruck zu bringen. Mönchische, ritterliche, weltliche Krankenpflegerschaften bildeten sich während des Mittelalters sowohl, wie in der neuen und neuesten Zeit. Wie verschieden nun auch die Satzungen und Einrichtungen all dieser zahlreichen Vereinigungen vom ersten Tage des Christentums an bis auf die heutige Stunde gewesen sein mochten, gemeinsam ist ihnen doch eins, nämlich der Gedanke: daß die christliche Liebe allezeit bestrebt sein müsse, Schmerz, Not und Angst der Kranken nach Kräften zu lindern und daß zu diesem Geschäft nicht blos der Berufsarzt, sondern auch Jedermann aus dem Volke berufen sei.

Diese weitgehende Berücksichtigung, welche gerade das Christentum der medizinischen Betätigung des Laien-Elementes

zuteil werden ließ, führte schließlich dazu, daß vielfach die Vertreter der christlichen Lehre, die Geistlichen, sich dem Krankendienst mit Eifer widmeten. Ja das geschah in gewissen Zeiten des Mittelalters in solchem Umfang, daß die Zahl der Heilkunde treibenden christlichen Priester schließlich ebenso groß, wenn nicht größer war, wie die der Berufsärzte. Da diese priesterlichen Heilbeflissenen nun aber das Studium der Medizin nicht zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hatten, die Krankenbehandlung vielmehr ohne legitime Berechtigung neben ihrem Beruf teils aus Neigung, teils auch des Gelderwerbes wegen betrieben, so haben wir also hier eine besondere Spielart der mittelalterlichen Volksmedizin. Diese christlichen Vertreter der arztlosen Krankenbehandlung hatte also nicht der Gedanke der Liebe der Medizin zugeführt, und deshalb sind sie auch nicht mehr mit jenen ersten Christen zu vergleichen, die da rein aus christlicher Barmherzigkeit den Krankendienst als schwere aber selbstverständliche Pflicht auf sich nahmen. Auch darf man sie nicht auf eine Stufe stellen mit den Insassen der Klöster, die nur von christlicher Liebe getrieben, sich dem weltlichen Leben entzogen, um den Kranken zu dienen. Deshalb war ihr Treiben ein unberechtigtes. Dies hat die Kirche wohl schließlich auch eingesehen; denn im 13. Jahrhundert verbot der Papst Honorius den Klerikern jede Beschäftigung mit dem Heilgeschäft auf das ernstlichste. Ganz besonders unpassend mußte der geistlichen Behörde wohl aber der Betrieb der Wundarznei erschienen sein, da eine im Jahre 1298 zu Würzburg abgehaltene Diözesansynode nicht bloß die Ausführung aller chirurgischen Maßnahmen dem Priester untersagte, sondern sogar auch die bloße Anwesenheit desselben bei Ausführung jedweden wundarzneilichen Eingriffes schon für unpassend erklärte.

Während des Mittelalters hat nun der auf die christliche Liebe basierte Krankendienst keine wesentlichen Veränderungen erfahren, keine neuen Abarten geschaffen. Denn ob die der Krankenpflege sich Weihenden Ritter- oder Mönchesgewand trugen, ob sie streng kirchlich oder halb kirchlich, halb weltlich organisiert waren, wie z. B. die Beghinen, das änderte doch an der medizinischen Tätigkeit selbst auch nicht das Mindeste. Die Pflege des Kranken in seinem Haus oder in einer Anstalt blieb eben immer die einzige Aufgabe dieser Form der Volksmedizin.

An dem Kern dieses Gedankes hat auch die moderne Zeit, trotzdem sie das Laienelement in so verschiedener Weise zum Krankendienst heranzuziehen verstanden hat, nicht das mindeste geändert. Der-

selbe ist vielmehr in seiner christlichen Reinheit sich gleich geblieben, hat sich aber in seiner praktischen Betätigung in ganz ungeahnter Weise entwickelt. Und zwar ist das in einer Organisation und in einem Umfang geschehen, daß erforderlichen Falles eigentlich Jedermann sich jetzt dem Krankendienst fördersam zu erweisen vermag. So ist z. B. in Kriegszeiten der Beistand des Volkes in medizinischen Angelegenheiten jetzt überhaupt nicht mehr zu entbehren. Die staatlich organisierte und überwachte freiwillige Kriegskrankenpflege, die im Bedarfsfalle geleitet wird durch die Vereine des Roten Kreuzes, der Verein der freiwilligen Krankenpflege im Kriege, die Bestrebungen der Johanniter, Maltheser usw. ermöglichten es Jedermann, sich im Dienst der Kranken hilfreich zu betätigen. Auch bei Unglücksfällen aller Art ist durch die Esmarchschen Samaritervereine dem Laienelement hinreichend Gelegenheit geboten, bis zur Herbeirufung eines Arztes hilfreiche Leistungen in fruchtbringendster Weise zu bieten.

So betätigt sich denn also die Volksmedizin der Gegenwart in gar verschiedener Weise: verschieden sowohl ihrer medizinischen Tätigkeit, als auch ihrem ethischen Werte nach.

Im allgemeinen dürfen wir im Augenblick folgende Formen derselben unterscheiden:

Die Krankenpflege, geübt aus christlicher Liebe.

Die freiwillige Kriegskrankenpflege.

Die Samaritervereine.

Die arztlose, mit Erfahrungsmitteln und metaphysischen Maßnahmen arbeitende, aber nicht gewerbsmäßig betriebene Volksmedizin.

Das Kurpfuschertum, die entartete gewerbsmäßig geübte Volksmedizin.

Nachdem wir bisher den praktischen Betrieb der Laienmedizin in allen ihren wesentlichen Formen untersucht haben, liegt uns nun zunächst eine Betrachtung der literarischen Produkte derselben ob. Dieser Aufgabe werden wir uns aber um so weniger entziehen dürfen, als einmal die schriftstellerische Tätigkeit der Volksmedizin an dem Verlauf und der Ausgestaltung einzelner Kulturepochen in mancherlei Weise beteiligt ist und man dieselbe überdies auch noch einer wissenschaftlichen Untersuchung bisher nicht gewürdigt hat. Wir werden im folgenden Abschnitt deshalb betrachten:

Fünftes Kapitel.

Die schriftstellerische Tätigkeit der Volksmedizin.

Die literarische Ausgestaltung der Volksmedizin schließt sich, wie dies ja wohl auch nicht anders erwartet werden kann, auf das Engste an die Entwicklung des praktischen Betriebes derselben an. Alle die verschiedenen Epochen des arztlosen Heilbetriebes, beginnend mit jenen frühesten Zeiten, da Volks- und Berufsmedizin noch in einen Begriff zusammenfielen, bis zu der modernen Zeit, in welcher die Laienmedizin sich in die verschiedensten Betätigungsformen gespalten hat, bringen sich auch in besonderen schriftstellerischen Leistungen zum Ausdruck. Doch laufen neben diesen Formen der volksmedizinischen Literatur auch noch andere einher, welche sich nicht mit praktischen resp. therapeutischen Dingen befassen, sondern wesentlich anderen mehr theoretischen Zwecken dienen wollen. Gerade dieser letztere Teil bietet, wie wir im weiteren Verlauf dieses Kapitels sehen werden, ein sehr großes kulturhistorisches Interesse von allgemeinster Bedeutung.

Dieser kurze einleitende Überblick wird uns schon von vornherein vermuten lassen, daß die literarischen Produkte der Volksmedizin im Lauf der Jahrhunderte langen Entwickelung zu einer stattlichen Menge herangewachsen sein dürften. Und das ist in der Tat auch so. Mit der Teilung der Laienmedizin in verschiedene Formen beginnt alsbald auch eine ganz besonders rege schriftstellerische Tätigkeit in diesen einzelnen Zweigen derselben. Ja diese steigert sich schließlich derartig, daß die einzelnen Formen jetzt bereits über eine sehr umfangreiche Literatur verfügen. Die mit der modernen freiwilligen Krankenpflege sich befassenden Arbeiten bilden z. B. ein so gewaltiges Material, daß es schon einer besonderen Monographie bedürfte, um diesen allen gerecht werden zu können. Ähnlich verhält es sich mit den die Entwickelung der mönchischen Krankenpflege behandelnden Schriften; was ist nicht alles über die medizinische Leistung der Klöster, der Ritterorden, der Schwester- und Bruderschaften geschrieben worden!

Auch die verderbliche Entartung der Volksmedizin, das Kurpfuschertum, verfügt heute über eine ungemein reichhaltige Literatur.

Wenn wir hören,[1]) daß das deutsche Volk jährlich durchschnittlich etwa 1 Million für Bücher und Zeitschriften ausgibt, welche die wissenschaftliche Medizin bekämpfen, so zeigt das, zu welchem Umfang das kurpfuscherische Schriftentum, diese Karrikatur einer medizinischen Literatur, angewachsen ist.

Natürlich kann es nun nicht in der Absicht dieser Untersuchung liegen, das schriftstellerische Tun der verschiedenen Zweige der Laienmedizin in allen seinen Einzelheiten zu verfolgen. Das würde uns von dem Zwecke unserer Arbeit, eine allgemein gehaltene Darstellung der Entwicklung der Volksmedizin zu liefern, viel zu weit abführen. Wir müssen uns daher mit dieser allgemein gehaltenen Charakteristik der schriftstellerischen Leistungen der Laienmedizin begnügen, um uns dafür etwas eingehender mit der Literatur der Volksmedizin stricte sic dicta, d. h. der arztlosen, nicht gewerbsmäßigen Krankenbehandlung, sowie mit jenem Teil der volksmedizinischen Schriftstellerei zu beschäftigen, welcher nicht praktischen, sondern ausschließlich theoretischen Zwecken dienen will und der in kulturhistorischer Hinsicht ein großes, weit über die medizinischen Grenzen hinausgreifendes Interesse beanspruchen darf. Die ausgedehnte kulturhistorische Bedeutung gerade dieses Teiles beruht in dem Umstand, daß in ihm der Versuch gemacht wird, das dogmatische Christentum mit den Lehren der Medizin in Einklang zu bringen und für gewisse christliche Lehren aus der medizinischen Erkenntnis heraus eine Erklärung, ein Verständnis zu gewinnen. Da dieser Versuch schon von seinem ersten Beginnen an nicht im Interesse unserer Wissenschaft, sondern dem der Theologie unternommen und dementsprechend auch wohl meist von geistlichen Arbeitern durchgeführt worden ist, so gehört er eben auch in das Gebiet der Volksmedizin. Man hat die literarische Betätigung dieses Bestrebens wohl auch als „Pastoralmedizin" (man vergl. über den Ausdruck „Pastoralmedizin" Seite 43 dieser Arbeit) bezeichnet.

Wir werden auf die Produkte dieses Teiles der volksmedizinischen Schriftstellerei unter Absatz B Seite 41 dieses Abschnittes eingehend zu sprechen kommen.

Die literarischen Produkte des modernen Kurpfuschertums schließen wir aber grundsätzlich von unserer Darstellung aus. Sie

---

[1]) Reissig. Die Aufklärung des Volkes als Mittel zur Bekämpfung der Kurpfuscherei. Ärztliches Vereins-Blatt Nr. 482.

stehen sachlich wie moralisch viel zu tief, um in einer Arbeit wissenschaftlichen Charakters eine Stelle beanspruchen zu können. Mit ihnen müßte man sich in einer ganz anderen Form auseinander setzen, als sie für unsere Zwecke hier angebracht und dienlich wäre.

Wenden wir uns nunmehr zuvörderst zu der Betrachtung der Literatur der nicht gewerbsmäßigen Volksmedizin und dann zu der der Pastoralmedizin.

A. Die Literatur der arztlosen, nicht gewerbsmässigen Volksmedizin.

Die uralte Vorstellung, nach welcher die Heilkunst ein Kind des Himmels und als ein kostbares Geschenk von den Göttern der Menschheit bescheert worden sei, kommt auch in der Literaturgeschichte der Volksmedizin zum Ausdruck. Denn eine jüdische Legende[1]) erzählt, daß Gott den Noah auf die Heilkräfte der Pflanzen aufmerksam gemacht und dieser alsdann die ihm gewordene Verkündigung in ein Buch geschrieben habe. Dieses Buch sei dann an den ältesten Sohn des Noah, nämlich an Sem, gekommen. Nach der also entstandenen Aufzeichnung habe nun Noah und seine Nachkommenschaft die kranke Menschheit behandelt.

Etwas Ähnliches weiß die Sage von dem König Salomo[2]) zu berichten. Auch dieser soll einer unmittelbaren medizinischen Offenbarung Gottes gewürdigt worden sein und die ihm so ge-

---

1) Rönsch. Das Buch der Jubiläen und die kleine Genesis. Leipzig 1874. Zehnter Abschnitt B I. Der Midrasch über Noah, Seite 385 ff. Daselbst finden sich über das göttliche medizinische Handbuch des Noah Seite 385 folgende Mitteilungen: „Dieses ist das Buch der Heilmittel, welches die früheren Weisen übersetzt haben aus dem Buche Sem's, des Sohnes Noah, das dem Noah übergeben wurde auf dem Berge Lubar, der zu den Bergen des Ararat gehört."

Ebendaselbst heißt es weiter Seite 386: „Und die Heilmittel der Plagen der Menschenkinder und alle Arten von Heilmitteln zeigte der Engel an zu heilen mit den Bäumen der Erde und den Gewächsen des Erdbodens und ihren Wurzeln.

An dem nämlichen Ort Seite 388 lesen wir: „Und die Heilmittel alle sagten vier Engel dem Noah, wie man die Verführungskünste der Dämonen heile mit den Pflanzen der Erde. Und Noah schrieb alles auf, wie man ihn gelehrt hatte, in ein Buch über jegliche Art von Heilmitteln. Und er gab alle Schriften seinem ältesten Sohne Sem.

2) Harnack. Medizinisches aus der ältesten Kirchengeschichte. Leipzig 1899. Seite 20.

wordene Weisheit alsdann in einem Buche zum Besten der kranken Menschheit zusammengestellt haben.

Daß diese ältesten fabelhaften medizinischen Werke als Handbücher der Volksmedizin gedacht gewesen sind, kann nach dem Gesagten gar keinem Zweifel unterliegen. Aber wir dürfen trotzdem nicht etwa glauben, daß die Legende mit dieser ihrer Mitteilung nun gerade ganz speziell eine Verherrlichung der Volksmedizin beabsichtigt habe. Daran ist garnicht zu denken. Jene frommen Erzählungen bezwecken nichts weiter, als die hohe Bedeutung der Heilkunde für die Menschheit in das gebührende Licht zu rücken. Könnte das aber besser geschehen, als wenn die Heimat derselben im Himmel gesucht würde? Und da es nun in jenen frühen Zeiten nur eine Heilkunde schlechthin, aber noch keine Berufs- und keine Volksmedizin gab, vielmehr Berufsarzt und Volksarzt noch dasselbe waren, so mußten eben jene geoffenbarten medizinischen Handbücher den Charakter des Volkstümlichen erhalten.

Die erste historisch beglaubigte Nachricht von der Existenz einer schriftlichen Anleitung für arztlose Krankenbehandlung rührt, sehen wir von dem Arzneikräuterbuch[1]) ab, das vor bereits 4600 Jahren ein chinesischer Kaiser verfaßt haben soll, von Plinius [2]) her. Derselbe berichtet nämlich, daß Marcus Porcius Cato der Ältere eine uralte Schrift — Commentarium nennt sie Plinius — besessen habe, nach deren Angaben er sein gesamtes Haus, sowie seine Freunde und Verwandten in Krankheitsfällen behandelt habe. Dieses Buch für die arztlose Therapie muß einen sehr bedeutenden Umfang gehabt haben, denn Plinius gibt ausdrücklich an, daß dasselbe in verschiedene Kapitel eingeteilt gewesen sei, welche er sämtlich bei der von ihm gegebenen Betrachtung der Arzneimittel (Buch 20—32) benützt habe. Wir dürfen hiernach also in der Arzneimittellehre des Plinius einen Auszug oder eine Reproduktion der Cato'schen Schrift sehen. Das ist aber für das Verständnis der Materia medica der Alten von großer Bedeutung. (Vergl. auch Kapitel III Seite 20 dieser Untersuchung.) Es werden nämlich von Plinius neben den wirksamsten, vielfach noch heute gebräuchlichen Arzneimitteln organischer wie unorganischer

---

1) Tschirch. Die Pharmakopöe, ein Spiegel ihrer Zeit. Janus 1905. Seite 281.

2) Plinius Secundus. Naturalis historiae libri XXXVII. Ed. Janus Lipsiae 1859. Band 4, Buch 29. Kap. 8, § 15, Seite 209.

Natur, auch die abenteuerlichsten und ekelhaftesten Substanzen empfohlen. Da nun aber die Berufsmedizin der Plinius'schen Zeit, d. h. also des ersten nachchristlichen Jahrhunderts gerade in pharmakologischer Hinsicht bereits außerordentlich hochstand und über die Kenntnis zahlreicher wirksamer und wertvoller Mittel gebot, die noch in der modernen Arzneimittellehre zu finden sind, ja bereits über die allgemeine,[1] wie die lokale Narkose[2] verfügte, so können wir wohl nicht annehmen, daß eine so hochentwickelte Materia medica jene ekelhaften Substanzen, wie Menschen- und Tierkot, Urin, Menstrualblut, Leichenteile und was dergleichen sinnloses Zeug mehr war, aus eigenem Antrieb und Überzeugung als Heilmittel empfohlen haben würde. Wenn selbst die Pharmakologen von Fach, wie z. B. Dioskorides jener Dinge als Heilmittel Erwähnung tun, so haben sie dieselben, leider nur allzu kritiklos, aus dem Arzneischatz der Volksmedizin übernommen, und die gemeinschaftliche Quelle für alle derartige Angaben, wie sie sich in den Arzneimittellehren jener Zeit finden, ist eben offenbar jenes Commentarium des alten Cato gewesen, das Plinius nach eigenem Geständnis großenteils ausgezogen, wenn nicht gar abgeschrieben hat. Ähnlich dürften wohl auch verschiedene andere Autoren des Altertums verfahren sein. In Erkenntnis dieser Verhältnisse wird es nun auch begreiflich, warum die pharmakologischen Schriftsteller der ersten christlichen Jahrhunderte in vielfacher Hinsicht so auffallend übereinstimmen. Sie haben eben alle die nämliche Urquelle, jenes für arztlose Behandlung berechnete alte Commentarium des Cato benutzt, das im ersten nachchristlichen Jahrhundert bestimmt noch existiert hat. Das hindert nun aber keineswegs, daß Plinius, Dioskorides u. A. neben jenem Cato'schen Leitfaden der Volksmedizin auch noch andere wissenschaftlich hochstehende Werke benutzt haben mögen, die nicht aus Laien-, sondern aus berufsärztlicher Feder stammten; so wird z. B. von Häser[3]) die pharmakologische Schrift des Sextius Niger als Quelle angegeben, aus welcher Plinius wie Dioskorides gemeinsam geschöpft haben sollen.

---

1) Plinius. Buch 25, Kap. 94, § 147 ff. Band 4, Seite 94.

2) Dioskorides. De materia medica libri quinque. Ed. Kühn, Leipzig 1829. Buch V, § 157.

Dioskorides. Arzneimittellehre in fünf Büchern. Übersetzt und mit Erklärungen versehen von Berendes. Stuttgart 1902. Buch V, Kap. 157, Seite 551.

3) Häser. Lehrbuch der Geschichte der Medizin und der epidemischen Krankheiten. Dritte Bearbeitung. Band I, Seite 299. Jena 1875.

Man nahm eben aus den Schriften der Berufsärzte die anerkannten und erprobten Heilstoffe, aus denen der Volksmedizin aber jene abenteuerlichen und ekelhaften Dinge.

Daß an dem kläglichen Gemisch der wirksamsten und wahnwitzigsten Stoffe, welche die alte Materia medica darbietet, in erster Linie die Volksmedizin die Schuld trage, glauben wir im Vorstehenden soeben bewiesen zu haben. Nun wird man allerdings gewiß bereit sein, den Berufsärzten, speziell den pharmakologischen Schriftstellern, den Vorwurf leichtsinniger Kritiklosigkeit zu machen. Und dazu würde man vom heutigen medizinischen Standpunkt aus auch durchaus berechtigt sein. Denn es gehört für einen erfahrenen Arzt ein gut Teil Leichtsinn dazu, um an die heilende Wirkung von Menschenkot, Urin, Menstrualblut, Leichenknochen u. dergl. m. zu glauben. Doch darf man nicht vergessen, daß es während des ganzen Altertums eine strenge Scheidung zwischen Berufs- und Volksarzt noch nicht gegeben hat, vielmehr Jeder aus eigener Machtvollkommenheit sich Arzt nennen und als Arzt betätigen durfte. Das Nämliche galt nun aber auch für die Herstellung der Arzneimittel. Apotheken in unserem Sinne kannte das Altertum noch nicht, vielmehr war es jedem gestattet, Heilmittel nach Belieben herzustellen. Diese Verhältnisse hatten aber spekulative Köpfe sehr wohl zu benützen verstanden und aus der Herstellung von Arznei ein gutes Geschäft gemacht. Man fabrizierte eben für all' und jede Krankheit die entsprechenden Heilmittel und schickte dieselben mit den bündigsten Versicherungen ihrer Wirksamkeit in die Welt. Je komplizierter, je wunderbarer die benützten Stoffe waren, um so mehr konnte das neue Mittel auf Absatz rechnen. Und so nahm man denn eben was man nur irgendwie erwischen konnte und machte Medizinen daraus. So kamen durch die Gewinnsucht gewissenloser Händler Stoffe in die Krankenbehandlung, die viel mehr in die Kloake als wie in die Materia medica gehörten.

Durch dieses Gebahren konnte nun aber wohl der Glaubwürdigkeit der angepriesenen Medikamente von Haus aus ein gewisser Vorschub geleistet werden. Denn jeder Erfinder einer neuen Mixtur wußte für die unfehlbare Wirksamkeit derselben so viel schwerwiegende Gründe beizubringen, daß das leidende Publikum schließlich nicht mehr zu entscheiden vermochte, wo denn nun eigentlich die wahre Hilfe in Krankheitsfällen zu finden sein mochte. Und da nun der Patient nur gar zu gern solchen Hilfe verheißenden Versprechungen glaubt, so kamen eben die unglaublichsten Dinge in den Ruf von Heil-

mitteln. Dies konnte übrigens um so leichter geschehen, als das Altertum in Folge seiner geringen naturwissenschaftlichen Erkenntnis in medizinischen Dingen erstaunlich leichtgläubig war. Wer eine medizinische oder naturwissenschaftliche Behauptung nur mit der nötigen Kühnheit aufstellte, konnte auch sicher auf Gläubige rechnen, mochten seine Aussagen im übrigen auch noch so töricht sein. So wird die Leichtgläubigkeit unserer antiken Kollegen, mit der sie den Mitteln der Volksmedizin einen Eingang in den Arzneischatz verschafften, wenn auch nicht entschuldbar, so doch verständlich.

Auf diese Weise ist es also geschehen, daß die Heilbestrebungen der Berufsmedizin durch die Volksmedizin vielfach auf Irrwege gebracht worden sind. Da nun die Pharmakopoe des Plinius und Dioskorides mit all' ihren Abenteuerlichkeiten bis tief in das Mittelalter die herrschende blieb, so hat also auch die antike Volksmedizin, speziell das Commentarium des alten Cato, das therapeutische Handeln des Berufsarztes so lange Zeit beeinflußt.

Wir mußten auf diese verhängnisvolle Rolle jenes von Cato herstammenden Leitfadens der Volksmedizin besonders aufmerksam machen, da dieses Commentarium geschichtlich einmal bisher vollkommen übersehen worden ist, und andererseits die Beziehungen, in denen therapeutisch die Berufs- und Volksmedizin bis tief in das Mittelalter, ja bis in die neuere Zeit hinein zueinander gestanden haben, nur im Hinblick auf das von uns soeben Vorgetragene verstanden werden können.

Zwischen dem Commentarium des Cato und der nächstfolgenden volksmedizinischen Publikation klafft eine gewaltige Lücke von 5 Jahrhunderten. Denn erst im 4. nachchristlichen Jahrhundert begegnen wir wieder einer schriftlichen Anleitung zur arztlosen Behandlung Kranker. Dieselbe rührt von einem unbekannten nicht medizinisch gebildeten Autor her, welcher ob seiner weitgehenden Benutzung des Plinius wohl auch Plinius junior oder Plinius Valerianus heißt, aber am treffendsten als Pseudo-Plinius bezeichnet werden müßte. Dieser anonyme Autor des 4. Jahrhunderts hat eine „Medicina" geschrieben, welche hauptsächlich als ein für die Reise bestimmtes Handbuch der Volksmedizin beabsichtigt war.[1])

1) Über den Pseudo-Plinius und seine Medicina kann man Häsers Geschichte der Medicin, 3. Bearbeitung, Jena 1875, Band I, Seite 623 nachlesen und Pagel, Einführung in die Geschichte der Medizin. Berlin 1898, Seite 134.

Eine viel umfangreichere Anleitung zur arztlosen Krankenbehandlung verfaßte im 5. Jahrhundert Marcellus mit dem Beinamen Empiricus oder Burgdalensis.[1]) Besagter Marcellus lebte zur Zeit der Kaiser Theodosius und Arkadius und zum Teil auch noch des jüngeren Theodosius, also Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrhunderts am kaiserlichen Hofe, wo er die Stelle eines Magister officiorum, d. h. eines Ministers des kaiserlichen Hauses bekleidete. Dieser hochgestellte Beamte verfaßte aus rein christlicher Liebe eine Schrift, welche dem Nichtarzt die erforderliche Aufklärung geben sollte, wie und mit welchen Mitteln Kranke ohne Arzt zu behandeln seien. Doch verdient diese Arbeit auch ärztlicherseits insofern eine gewisse Berücksichtigung, als Marcellus in derselben keineswegs etwa gegen die Ärzte feindlich vorgeht, sondern sogar unter Umständen auch die Heranziehung eines Berufsarztes befürwortet. Entsprechend diesem Charakter des Werkes werden alle Zustände bedenklicherer Art, sowie chirurgische Vorkommnisse grundsätzlich von der Darstellung ausgeschlossen. Da nun aber Marcellus entsprechend seinem Beruf und seiner Lebensstellung über eigene heilkünstlerische Erfahrungen nicht zu verfügen hatte, so schöpfte er sein Wissen teilweise zwar aus ärztlichen Werken, zum sehr großen Teil aber doch auch aus der Volksmedizin. Denn in der an seine Söhne gerichteten Widmung seiner Arbeit sagt er:[2]) nec non solum veteres medicinae autores lectione scrutatus sum, sed etiam ab agrestibus et plebeis remedia fortuita atque simplicia, quae experimentis probaverant, didici.

Grade dieses Werk, mag es im übrigen auch für den Berufsarzt herzlich unbedeutend sein, ist doch für die Kenntnis der Laienmedizin jener Zeiten von der größten Bedeutung. Es zeigt uns nämlich, daß das damalige Volk sich etwa noch der nämlichen Mittel bediente, wie sie 7 Jahrhunderte vorher in dem Commentarium des Cato mitgeteilt und dann in den Werken des Plinius und Dioskorides wieder auf's neue zusammengestellt worden sind. Neben den wunderlichsten und ekelhaftesten Substanzen nennt da Marcellus die wichtigsten, zum Teil selbst heut noch anerkannten Arzneimittel; und außerdem weiß er auch noch von zahlreichen theurgischen Behandlungsformen zu erzählen. Für die Geschichte der sympathetischen Volksmedizin ist daher grade dieser

[1]) Marcellus. De Medicamentis. Ed. Helmreich. Lipsiae 1889.

[2]) Marcellus Seite 2 § 2.

Teil des Marcellus'schen Werkes von größter Wichtigkeit; doch kommen wir im Kapitel VII auf diese Verhältnisse noch zurück.

In der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts wurde dann von einem Anonymus ein für die arztlose Krankenbehendlung bestimmtes Werk „Herbarius", auch Herbarum virtutes et curationes[1]) betitelt, herausgegeben. Diese Arbeit erschien unter dem Pseudonym Lucius Apulejus.[2]) Sie trägt genau denselben Charakter wie die Publikation des Marcellus, d. h. sie bringt kritiklos das ungereimteste Zeug neben den bewährten Arzneimitteln und außerdem noch Magie und Theurgie in reichlicher Menge. Ähnlichen literarischen Produkten begegnen wir von jetzt an bis in die späteren Perioden des Mittelalters hinein in reichlicher Zahl. Da die gewissenhafte Aufzählung derselben aber weder für den Leser noch für unsere Untersuchung von sonderlichem Interesse sein könnte, so wollen wir auf dieselbe verzichten und uns nur mit dem Hinweis zweier den späteren Zeiten des Mittelalters angehörender volksmedizinischer Werke begnügen: Das eine derselben ist die Physica der Hildegard,[3]) Äbtissin eines Klosters auf dem Rupertsberg bei Bingen und das andere die aus dem 16. Jahrhundert stammende Schrift eines Anonymus:[4]) „Apoteck für den gemeinen Mann, der die Ärzte nit zu ersuchen vermag."

Man sieht also, das Altertum, wie das Mittelalter sind mit volksmedizinischer Literatur reichlich versorgt gewesen; aber auch die neuere wie neueste Zeit zeigen sich mit Anleitungen zu einer arztlosen, nicht gewerbsmäßigen Krankenbehandlung hinlänglich bedacht.

---

1) Lucius Apulejus, Herbarius. In.: Ackermann, Parabilium medicamentorum scriptores. Norimbergae 1788. Man vergl. auch die literarischen Angaben bei Häser a. a. O., Bd. I, Seite 627 und bei Pagel a. a. O. Seite 134.

2) Lucius Apulejus, um das Jahr 125 n. Chr. zu Madaura in Afrika geboren, war ein bekannter lateinischer Dichter, dessen Roman Amor und Psyche noch heut oft gelesen wird. Er besaß neben Witz, Laune und Satyre auch eine ausgesprochene Neigung zur Magie und Mystik. Mit Rücksicht auf diese seine metaphysische Beanlagung ist wohl auch der Name der Apulejus von dem unbekannt bleiben wollenden Autor gewählt worden. Es sollte der theurgische Inhalt des Buches durch den bekannten Namen des Apulejus gleichsam eine Deckung erhalten.

3) Häser. Geschichte der Medizin. Jena 1815. 3. Bearbeitung, Bd. I, Seite 641.

Pagel. Einführung in die Geschichte der Medizin. Berlin 1898. Seite 140.

4) Baas. Die geschichtliche Entwickelung des ärztlichen Standes und der medizinischen Wissenschaften. Berlin 1896. Seite 185.

Daß dem so ist, wundert uns nicht weiter; denn daß grade die Anhänger der nicht gewerbsmäßigen Laienmedizin das Bedürfnis, ihre Bestrebungen auch literarisch zum Ausdruck zu bringen, nicht verspüren sollten, wäre doch wohl eigentlich zu viel verlangt. Verwunderlich ist es nur, daß sich selbst auch moderne Ärzte nicht gescheut haben, den Bestrebungen der arztlosen Medizin schriftstellerisch Vorschub zu leisten. Von derartigen zeitgenössischen literarischen Produkten ist wohl das Buch vom gesunden und kranken Menschen des Dr. Bock,[1]) weiland Professor in Leipzig, das verbreitetste. Wenn nun auch ganz gewiß eine Aufklärung des Volkes über anatomische Verhältnisse und physiologische Vorgänge sehr wünschenswert ist, so kann diese Aufklärung doch eben immer nur dann den erwarteten Nutzen stiften, wenn sie sich aller Ausblicke auf pathologische Erscheinungen enthält. Denn solche haben noch allemal nur die Bestrebungen, ohne Arzt lediglich durch Volksmittel u. dergl. m. zu behandeln, gestützt, ohne aber die Befähigung dazu nun auch zu geben. Und das ist mit dem Buch von Professor Bock eben auch der Fall gewesen. Es hat unzählige Menschen zur arztlosen Medizin verführt und dadurch vielmehr geschadet, als es durch anatomisch-physiologische Belehrungen genützt hat.

In dem Vorstehenden glaube ich die Bedeutung der über arztlose, aber nicht gewerbsmäßige Krankenbehandlung veröffentlichten Schriften in genügender Weise dargelegt zu haben und dürfte es nunmehr an der Zeit sein, sich zu der Betrachtung jener literarischen Produkte zu wenden, in denen, meist von Laien, der Versuch gemacht worden ist, zwischen den Lehren der Medizin und denen des Christentums einen Ausgleich zu schaffen.

B. Die von Laien unternommene Verquickung von Medizin und Christentum.

Schon in sehr frühen Zeiten des Christentums regen sich die Versuche, die Lehren des dogmatisierten Christentums und die medizin-naturwissenschaftlichen Erscheinungen in solche Beziehungen zu setzen, daß ein Verständnis beider ermöglicht werden könnte; und zwar suchte man einmal für die Probleme des christlichen Glaubens in den medizin-naturwissenschaftlichen Geschehnissen

---

[1]) Bock. Das Buch vom gesunden und kranken Menschen. Neu bearbeitet von Dr. Camerer. Leipzig, Berlin, Stuttgart 1904. 17. Auflage.

einen Rückhalt zu finden, während man andererseits auch wieder die medizin-naturwissenschaftlichen Erscheinungen vom christlichen Standpunkt aus zu verstehen suchte. Da nun derartige Bestrebungen, wenn auch nicht etwa ausnahmslos, so doch größtenteils von Nichtärzten, vornehmlich von Geistlichen, in systematischer Form durchgeführt worden sind, so gehört die diesbezügliche Literatur eben auch hierher und wir werden uns mit ihr deshalb im Folgenden nunmehr zu beschäftigen haben. Übrigens unterziehen wir uns dieser Aufgabe mit ganz besonderer Befriedigung. Denn die Verquickung des Christentums, resp. der Religion überhaupt, mit Medizin und Naturwissenschaft bildet nicht etwa bloß ein recht interessantes kulturgeschichtliches Kapitel der vergangenen Tage, sondern sie ist eine der wichtigsten Erscheinungen der Entwickelungsgeschichte unseres Geschlechtes überhaupt. Das Wohlsein der Menscheit hängt zu einem großen Teil auch heut noch, genau so wie in den früheren Perioden des Christentums, davon ab, wie die Beziehungen zwischen Religion, Medizin und Naturwissenschaft sich gestalten und zwar gilt dies nicht bloß für das leibliche, sondern auch für das geistige Wohl. Weil dem aber so ist, deswegen hat sich eben das Christentum schon sehr früh gezwungen gesehen, in möglichst enge Beziehungen zu der medizin-naturwissenschaftlichen Erkenntnis zu treten und es war auch während seines ganzen Bestehens bis in die jüngste Gegenwart hinein stets genötigt, diese Beziehungen zu berücksichtigen. Ich sage: die Menschheit resp. die Christenheit wäre stets genötigt gewesen, die Beziehungen zwischen Christentum und medizin-naturwissenschaftlicher Erkenntnis zu pflegen, weil ich weiß, daß unser Geschlecht nur dann in den Besitz einer befriedigenden Lebensauffassung kommen kann, wenn es die Beziehungen zwischen jenen beiden in einer erträglichen Weise zu ordnen vermag. Da nun aber das geistige wie leibliche Wohl des Menschen in erster Linie zu allen Zeiten von dem Aufbau seiner Lebensauffassung bedingt worden ist, so bildet eben die Ausgestaltung der zwischen Christentum und naturwissenschaftlicher Erkenntnis obwaltenden Beziehungen auch einen für die Entwickelungsgeschichte der modernen Menschheit so hochwichtigen Faktor. Übrigens liefert ja auch die Gegenwart den sprechendsten Beweis für die Richtigkeit des soeben Gesagten. Denn die Ausgestaltung der modernen Verhältnisse mit ihrem Suchen nach neuen Werten, ihrem zerfahrenen und schwankenden Urteil über die Lebensgüter, ihrer pessimistischen Auffassung des Seins und ihrer materialistischen Denkweise, sie ist in dieser ihrer

wenig ansprechenden Form doch nur eine Folge des mangelnden Ausgleichs zwischen Glauben und naturwissenschaftlichem Wissen. Was uns moderne Menschen drückt, das hat auch schon auf den ersten Christen gelastet, und aus diesen Umständen heraus hat sich eben schon im jungen Christentum das Streben entwickelt, zwischen Religion, Medizin und Naturwissenschaft einen Ausgleich zu schaffen. Naturgemäß mußte im Beginn des christlichen Lebens bis tief in das Mittelalter und die neuere Zeit hinein dieser Wunsch bei den berufenen Trägern des christlichen Gedankens, den Theologen, mit ganz besonderer Kraft in Erscheinung treten und bei ihnen auch vornehmlich seine Pflege finden.

Einige Autoren wie z. B. Bloch [1]) wollen nun wohl auch aus der Untersuchung dieser Dinge eine besondere Wissenschaft machen, welche sie „Pastoralmedizin" nennen. Dagegen wäre ja nun ganz gewiß an und für sich nichts einzuwenden, nur darf man dabei nicht übersehen, daß der Ausdruck „Pastoralmedizin" bereits für einen bestimmten Zweig der seelsorgerischen wie ärztlichen Tätigkeit [2]) im Gebrauch ist und somit zwei ganz verschiedene Dinge mit demselben Namen belegt sein würden. Das ist aber immer mißlich und kann leicht zu allerlei Verwechslungen Anlaß geben.

Nachdem wir uns in dem Vorstehenden bis jetzt darüber, was die von Theologen begonnene und geführte Verquickung der Medizin mit dem christlichen Glauben nun eigentlich zu bedeuten hat, hinlänglich unterrichtet haben, wollen wir uns nunmehr zu der Betrachtung der Vorgänge selbst wenden, welche sich auf diesem Gebiet ereignet haben.

Vorbereitet wurde die Verkettung medizin-naturwissenschaftlicher Geschehnisse mit dem Glauben schon im heidnischen Altertum; denn bereits Aristoteles huldigte einer ausgesprochen teleologischen Betrachtung der Naturerscheinungen. In der antiken

---

1) Bloch. Über den Begriff einer Kulturgeschichte in der Medizin. Die medizinische Woche 1900. Nr. 36—42.

2) Capelmann. Pastoral-Medizin. Aachen 1904. Einleitung Seite 1 wird das Wesen der Pastoral-Medizin folgendermaßen gekennzeichnet: „Pastoral-Medizin ist die Summe derjenigen anatomisch-physiologischen und pathologisch-therapeutischen Erörterungen, deren Kenntnis dem Seelsorger zur Ausübung seines Amtes nötig ist." „Die Pastoral-Medizin soll dem Arzt diejenigen dogmatischen und moralischen Grundsätze mitteilen, welche er kennen muß, damit sein Handeln überall die rechte Sicherheit und Sittlichkeit erhalte."

Medizin wurde diese Richtung durch Galen [1]) dann zu einer ganz besonderen Höhe geführt, um schließlich von dem Christentum aufgenommen und in der umfassendsten Weise ausgebaut zu werden. Die Apologeten und Kirchenväter der ersten christlichen Jahrhunderte pflegten diese Tätigkeit mit einer ganz besonderen Sorgfalt, und Kirche wie Kanzel hallten dazumal gar oft von Predigten wieder, welche mehr einer medizinischen oder naturwissenschaftlichen Vorlesung, denn einer Auslegung des göttlichen Wortes glichen; so predigte z. B. der heilige Ambrosius, Bischof von Mailand (340—397), gern und häufig über naturwissenschaftliche Dinge, vornehmlich über Themata aus der Schöpfungsgeschichte. Aber diese rednerische Behandlung naturwissenschaftlicher Erscheinungen in der praktischen Seelsorge blieb immer nur das Nebensächliche; der Schwerpunkt dieser Betrachtungen lag vornehmlich doch immer in den von den Theologen gelieferten Schriften. Und gerade nach dieser Richtung erwiesen sich die theologischen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte höchst fruchtbar, wobei rühmend anzuerkennen ist, daß gar manche derselben über eine gar nicht unbeträchtliche Kenntnis medizinischer wie naturwissenschaftlicher Dinge verfügten. Ausgerüstet mit der erforderlichen fachmännischen Sachkenntnis gingen viele Theologen des 3., 4., 5., 6. Jahrhunderts, sowie auch Angehörige viel späterer Zeiten und selbst solche der Gegenwart [2]) daran, die Dogmen unserer Religion naturwissenschaftlich zu begründen. Harnack [3]) hat diese Tätigkeit der Apologeten und Kirchenväter durch eine Reihe von Beispielen in sehr trefflicher Weise skizziert und werde ich mich in dem Folgenden deshalb auf ihn stützen, wobei ich allerdings nicht unterlassen will, auch auf das

---

1) Durch die gesamten Werke Galens zieht sich wie ein roter Faden die streng teleologische Betrachtung aller Geschehnisse, sowohl der im Menschenleib, als der im großen Gebiet der gesamten Natur sich vollziehenden. Als ein besonders charakterisches Zeichen dieser Denkungsweise wollen wir einen im Galenschen Werk: „Vom Gebrauch der Teile" Buch XI, Kap. 14, sich findenden Ausspruch anziehen, welcher lautet: „Der Vater der Natur hat seine Güte offenbart durch die weise Sorgfalt für alle seine Kreaturen, indem er jeder das ihr wahrhaft nützliche verlieh."

2) Bloch. Über den Begriff einer Kulturgeschichte der Medizin. Die medizinische Woche 1900, Nr. 36—42 hat einige derartige moderne Schriften zusammengestellt und inhaltlich ganz kurz wiedergegeben.

3) Harnack. Medizinisches aus der ältesten Kirchengeschichte. Leipzig 1892. III p. 33 ff.

von mir [1]) über diesen Gegenstand bereits früher Gesagte hinzuweisen.

Zunächst ist das christliche Dogma von der Auferstehung des Fleisches ein Gegenstand gewesen, welcher, wie Harnack zeigt, von den Vertretern der ältesten Kirchengeschichte mit besonderer Wärme und Vorliebe in seinen physiologischen Beziehungen betrachtet zu werden pflegte. So haben sich Tertullian, Justinus, Tatianus, Athenagoras, Methodius u. a. damit beschäftigt, grade bezüglich dieses Dogmas einen Ausgleich zwischen dem Glauben und dem Wissen ihrer Zeit zu schaffen. Besonders galt es hier den Nachweis zu führen, daß und auf welche Weise aus den geringen irdischen Resten, welche von einem Verstorbenen schließlich doch nur noch erhalten bleiben, eine Auferstehung des Fleisches bewerkstelligt werden könnte. Man löste diese höchst verwickelte und für die Gemütsruhe der Gläubigen jener Zeiten recht bedenkliche Frage in Ermangelung anderer physiologischer Erklärungsmöglichkeiten kurzer Hand durch einen Analogieschluß. Wenn aus einem kleinen Samentropfen, so schloß man, ein lebendiger Mensch mit Leib, Seele und so vielen Gliedern werden kann, warum sollten die Reste des Christen dann nicht auch wieder zum Leibe sich rekonstruieren können? Harnack fügte dieser Folgerung die Bemerkung an: „Man muß zugeben, daß dieses Argument nicht ohne Kraft war, so lange die Entwickelungsgeschichte der Organismen noch völlig unbekannt war und man vor einer Welt von Wundern hier zu stehen glaubte."

War nun die Auferstehung des Fleisches schon unter den gewöhnlichen Verhältnissen, d. h. also bei einem auf natürlichem Wege gestorbenen und durch Zersetzung zu Erde gewordenen Leibe physiologisch durchaus kein leicht zu handhabender Vorgang, so konnten doch Verhältnisse eintreten, welche das naturwissenschaftliche Verständnis dieses Dogmas noch ganz wesentlich erschweren mußten. Es konnte sich nämlich der Fall ereignen — und in jenen frühen Zeiten waren das ja doch Geschehnisse, welche gerade den Christen in der Arena, man möchte fast sagen, in systematischer Weise zugedacht wurden — daß Christen von einem wilden Tier zerrissen und verspeist und damit ihre körperlichen Bestandteile

---

[1]) Magnus. Medizin und Religion. Abhandlungen zur Geschichte der Medizin. Herausgegeben von Magnus, Neuburger, Sudhoff. Heft I. Breslau 1902. Seite 37 ff.

auf dem Wege der Verdauung in den Leib eines Tieres übergeführt resp. in denselben umgewandelt wurden. Das war in der Tat eine für die Auferstehungslehre recht verfängliche Frage. Die gläubigen Kirchenväter hatten es da mit einer gar harten Nuß zu tun, an der sie recht weidlich ihre Kräfte erproben konnten. War es doch zunächst eigentlich kaum abzusehen, woher ein auf diese fatale Weise um seine Körperlichkeit gebrachter Christ nun das zu seiner Auferstehung im Fleisch erforderliche Material hernehmen sollte. Doch Athenagoras wußte auch für diese heikle Frage Rat zu schaffen. Menschenfleisch, so sagte er, sei eine für alle Fleischfresser, ganz gleich, ob Mensch ob Tier die anthropophagischen Gelüste betätigten, so unnatürliche Speise, daß dasselbe von den Verdauungsorganen ohne assimiliert zu werden, wieder ausgeschieden werden müßte. Diese per anum wieder zu Tage geförderten Überreste des gefressenen Christen sollten nun die Möglichkeit bieten, schließlich doch noch im Fleisch auferstehen zu können. Der Stoff, welchen da der brave Athenagoras den zerrissenen und verspeisten Gläubigen für ihre fleischliche Auferstehung präsentierte, war ja ganz gewiß kein sonderlich appetitlicher, aber es war doch immer ein materielles mit Augen wahrnehmbares und mit Händen greifbares Ding, aus welchem der Christenleib wieder aufs neue in seiner Leiblichkeit entstehen sollte. Und mancher in die Arena geschleppte Märtyrer mag vielleicht aus dieser Lehre in seinem letzten Augenblick noch Trost geschöpft haben.

Wir haben die Vorstellungen, welche die Apologeten und Kirchenväter über das Physiologische der Fleisches-Auferstehung zu Tage gefördert haben, etwas ausführlicher behandelt, um zu zeigen, wie diese Versuche, Glauben und Wissen an der Hand einer laienhaften medizinischen Untersuchung zum Ausgleich zu bringen, in früheren Zeiten gehandhabt worden sind. In ähnlicher Weise hat man nun auch die verschiedensten anderen dogmatischen, sakramentalen und heiligen Erscheinungen des Christentums betrachtet; und zwar ist selbst die neueste Zeit noch überreich an derartigen, meist von katholischen Geistlichen herrührenden Untersuchungen. So hat man z. B. die unbefleckte Empfängnis medizinisch zu erklären versucht. Auch die Geburt Christi wurde zum Gegenstand einer solchen Betrachtung gemacht. [1])

---

[1]) Bloch. Über den Begriff einer Kulturgeschichte der Medizin. Die medizinische Woche 1900. Nr. 36—42.

Aber diese Versuche, das dogmatische Christentum mit den Lehren der Naturwissenschaft zu versöhnen, bewegten sich nun nicht bloß in der eben kurz skizzierten Richtung, d. h. man suchte nicht allein die Dogmen usw. auf biologischen Boden zu stellen, sondern man strebte nun auch darnach, in umgekehrter Weise die biologischen Vorgänge im christlichen Sinne aufzufassen und zu erklären.

Zunächst waren es die Krankheitserscheinungen, welche in Entstehung und Verlauf den Vorstellungen des Christentums angepaßt wurden. Und in diesem Sinne sind seit den ältesten Tagen der Kirchengeschichte bis in die neue Zeit hinein unzählige Schriften verfaßt worden. Es gibt kaum einen namhaften Kirchenvater, der dieses Gebiet nicht behandelt hätte. Wie verschieden nun aber alle diese Arbeiten auch sein mögen, der Kern derselben ist immer der gleiche; immer sind es die vom Christentum durchaus anerkannten Dämonen, welche für alle pathologischen Vorgänge verantwortlich gemacht werden.

Nächst der Krankheitslehre sind es dann die geschlechtlichen Vorgänge, welche vom christlichen Standpunkt aus eine sehr umfassende Untersuchung über sich ergehen lassen mußten. Was aber auf diesem Gebiet von den Theologen für medizinische Leistungen produziert worden sind, ist gradezu erstaunlich. Über die Potenz und Impotenz haben die christlichen Schriftsteller seit frühester Zeit bis auf die Gegenwart allein eine ganz gewaltige Literatur zusammengeschrieben. Der Coitus in allen Variationen mit all' seinen Verirrungen und seinen Abarten ist von der katholischen Geistlichkeit stets mit besonderer Vorliebe zum Gegenstand ihrer schriftlichen Tätigkeit gemacht worden. Die Onanie, die fakultative Sterilität,[1]) die Stellung der den Coitus ausführenden Personen u. dg. m. wurden im christlich-medizinischen Sinne bis in ihre feinsten Einzelheiten hinein auf das Gründlichste besprochen. Daß aber in solchen und ähnlichen Fragen der Teufel eine ganz besonders hervorragende Rolle spielen mußte, ist bei der Richtung, welche das Christentum unter dem Druck der Scholastik und Dogmatik einschlug, nicht zu verwundern. So sehen wir denn auch die mittelalterlichen Leuchten der christlichen Gelehrsamkeit, einen Albertus Magnus (1193—1280), Thomas von Aquino (1225 bis 1274), Bonaventura (1221—1274) u. a. eifrigst bemüht die

[1]) Man vergl. über diesen Gegenstand das umfassende Kapitel in: Capelmann, Pastoral-Medizin. Aachen 1904.

Beziehungen, in denen der Teufel zum Geschlechtsleben steht, theologisch wie medizinisch zu ermitteln.[1]) Und was wurden da nicht für Fragen mit wissenschaftlichem Ernst behandelt! So wurde untersucht, ob der Teufel Samen produzieren könne; welche Folgen entständen, wenn der Teufel mit einem menschlichen Individuum den Beischlaf ausübte; wie diese Ergebnisse seien, wenn der Böse in der Gestalt einer Frau oder eines Mannes zum Coitus schreite, eine Frage, welcher in der Lehre vom Incubus und Succubus zum praktischen Ausdrucke verholfen wurde u. dg. m. Die Produkte dieser medizinal-theologischen Schriftstellerei begnügten sich nun aber nicht etwa nur mit einem beschaulichen Leben in den Folianten der Theologen und der Bibliotheken, sondern sie strebten alsbald nach einer möglichst umfassenden Betätigung im praktischen Leben. Das kanonische Recht beschäftigte sich vielfach mit Fragen, in denen die Beziehungen der Dämonen und des Teufels zum Ablauf gewisser körperlicher Funktionen behandelt wurden; so ist z. B. der aus der Impotentia ex maleficio abgeleitete Scheidungsgrund[2]) ein Gegenstand, der Juristen wie Theologen des Mittelalters in gleicher Weise beschäftigt hat. Was diese Form der volksmedizinischen Schriftstellerei aber für praktische Folgen zeitigen konnte, sehen wir an dem Skandalprozeß, der im 9. Jahrhundert um die aus Behexung abgeleitete Impotenz des Königs Lothar II. geführt wurde.[3]) Und schließlich stehen auch die Hexenprozesse des Mittelalters mit dieser Abart der volksmedizinischen Literatur im Zusammenhang. Denn, nachdem man Jahrhunderte lang die natürlichsten biologischen Vorgänge in der unnatürlichsten und gewaltsamsten Weise in die christlich-dogmatische Form hineingepreßt und nachdem die Phantasie der scholastischen Theologie die wundersamsten physiologischen wie pathologischen Verhältnisse ausgeklügelt hatte, um

---

[1]) Magnus. Sechs Jahrtausende im Dienst des Äskulap. Breslau 1905. Seite 112 ff.

[2]) Hansen. Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter und die Entstehung der großen Hexenverfolgung. In: Historische Bibliothek. Band 12. München und Leipzig 1900.

[3]) Magnus. Der Aberglauben in der Medizin. Abhandlungen zur Geschichte der Medizin. Herausgeg. von Magnus, Neuburger, Sudhoff. Heft VI. Breslau 1903. Seite 67 ff.

Magnus. Sechs Jahrtausende im Dienst des Äskulap. Breslau 1905. Seite 110.

sie zum Gegenstand der umfassendsten medizin-theologischen Untersuchungen zu machen, war das Urteil des Volkes gründlichst irregeleitet worden. Das Resultat dieser Verhältnisse waren dann eben die Greuel der Hexenverfolgungen.

Doch glauben wir mit dem bisher Gesagten uns bescheiden zu dürfen; denn wir haben die Leistungen des von Nichtmedizinern begonnenen und durchgeführten Ausgleichs zwischen Glauben und Naturwissenschaft, denke ich, aus dem Aufgezeigten gründlichst kennen gelernt. Diese Art der volksmedizinischen Literatur ist für die Entwickelung der Kultur viel verhängnisvoller geworden, als wie der gesamte therapeutische Unfug der Laienmedizin. Alles kann eben leichter überwunden werden, als die systematisch betriebene Irreführung des Denkens; und das hat sich leider die im Vorstehenden kurz besprochene Form der volksmedizinischen Schriftstellerei zu Schulden kommen lassen.

Sechstes Kapitel.

Die Umstände, welche das Bestehen der Volksmedizin nach dem Auftreten der Berufsmedizin gestützt haben und noch stützen.

Die Tatsache, daß die Volksmedizin auch nach der Entwickelung der Berufsmedizin sich erhalten und selbst mit der fortschreitenden naturwissenschaftlichen Kenntnis kaum an Umfang eingebüßt hat, mag Manchem auf den ersten Blick vielleicht wunderbar erscheinen. Allein es gibt bekanntlich verschiedentliche, recht merkwürdige Dinge, mit welchen sich die Menschheit schon seit Jahrtausenden herumschleppt ohne sie, trotz aller wirklichen oder vermeintlichen Aufklärung, los werden zu können; und so ein Ding ist nun die Volksmedizin eben auch. Sie ist es geworden, weil sie durch zahlreiche Bande fest mit der Kultur verknüpft ist, weil sie auf das Innigste in der Natur des Menschen wurzelt. Wir werden deshalb auch nur dann auf ein Verständnis der Wesenheit der Volksmedizin rechnen dürfen, wenn es uns gelingt, nicht allein all' die verschiedenen Gründe zu ermitteln, aus denen sie hervorgegangen ist,

sondern auch die, aus denen sie selbst heut noch einen guten Teil ihrer erstaunlich zähen Existenzfähigkeit bezieht. Es ist die Klarlegung dieser Gründe aber keineswegs eine leichte Arbeit. Im Gegenteil! Es ist ein sehr schwieriges Unterfangen. Denn der fraglichen Gründe sind einmal gar nicht so wenige und dann sind sie sehr verwickelter Art; sie sind mit der Natur des Menschen, mit den sozialen Verhältnissen, mit gewissen Kulturfaktoren, sowie mit medizin-naturgeschichtlichen Fragen auf das Engste verquickt. Und zwar sind die Beziehungen zu all' diesen Verhältnissen zum Teil so gründlichst miteinander verknüpft und untereinander verschlungen, daß es in der Tat recht schwer ist, dieselben klarzulegen. Trotzdem wollen wir aber diese mühsame Arbeit unternehmen, weil sie einmal für die Geschichte der Berufsmedizin von großer Bedeutung ist, und sie andrerseits auch im Interesse der Kulturgeschichte liegt. Natürlich werden wir uns aber in dieses Thema nicht allzuweit vertiefen dürfen, vielmehr dasselbe nur in allgemein gehaltenen Umrissen behandeln können.

Ohne auf weitere einleitende Bemerkungen uns einzulassen, wollen wir alsbald in die Betrachtung der einzelnen Faktoren eintreten, welche die Erhaltung der Volksmedizin von jeher begünstigt haben und derselben auch heut wirksame Unterstützung gewähren.

1. In der menschlichen Natur liegen Momente, welche der Volksmedizin Vorschub leisten.

Es ist eine nicht zu bestreitende Tatsache, daß in jedem, auch dem aufgeklärtesten Menschen eine gewisse Neigung zum Mystizismus steckt. Diese Neigung mag ja vielleicht wohl bei diesem oder jenem Individuum durch seine vorgeschrittene allgemeine Bildung und vermöge seiner fachmännischen Kenntnisse so gut wie ganz ausgerottet sein, aber von Haus aus ist sie auch bei ihm vorhanden gewesen. Daß dem so ist, liegt in dem Verhältnis des Menschen zur Natur. Das Bewußtsein der unzulänglichen Erkenntnis der Lebensvorgänge, das Gefühl der Hilflosigkeit gegenüber den Naturgewalten, die mangelnde Einsicht in das uns umgebende Werden und Geschehen, die Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit alles irdischen Seins, das alles sind Dinge, welche die Abhängigkeit und Unterordnung des menschlichen Willens unter ein mächtigeres Können auch dem blödesten Auge klar machen müssen. Dieses Bewußtsein,

von einem unbekannten Etwas abzuhängen, mit seinem ganzen Wohl und Wehe Gewalten unterstellt zu sein, die man allenfalls ihrer Wirkung, aber oft nicht ihrem Wesen nach zu durchschauen vermag, weckt in der Menschenbrust das metaphysische Bedürfnis d. h. den Wunsch, diese Abhängigkeit nicht auf blinde Naturgewalten, sondern auf eine denkende, mitfühlende höhere Macht, zurückführen zu dürfen. Denn eine solche höhere, die irdischen Geschicke leitende, bestimmende und überdenkende Gewalt kann wohl Mitleid mit der Angst des Menschen haben, die drohenden Gefahren ablenken und ausschalten, also in allen irdischen Nöten Hilfe bringen. Das kann aber eine blinde Naturkraft niemals; dieselbe zermalmt unbarmherzig Alles, was ihr in den Weg kommt; gegen ihr Walten hilft kein Bitten, hilft kein Jammern und Ängstigen. So ist es also der Wunsch, gegen die Gefahren des Lebens einen wirksamen Schutz zu gewinnen, welcher in dem Menschen zunächst das metaphysische Bedürfnis weckt (vgl. auch Seite 5). Wird nun dieses Bedürfnis durch ein logisch geartetes Denken und durch vorurteilsfreie Betrachtung der Naturerscheinungen vor Entgleisung bewahrt, so wird dasselbe, ohne irgendwelcher Dogmatisierung zu bedürfen, in einem festen Glauben an ein höheres Wesen zum Ausdruck gelangen. Glaubt dagegen der Mensch über eine erschöpfende Erkenntnis der Naturerscheinungen zu verfügen — wenn dies auch wohl immer eine irrtümliche Auffassung bleiben muß, da wir uns ja doch kaum in der äußersten Grenze des Erkenntniskreises bewegen — und ertötet er auf Grund dieser seiner irrtümlichen Anschauungen das metaphysische Bedürfnis, so ist der Materialist fertig, d. h. eine mit pessimistischen Neigungen mehr oder minder durchsetzte durchaus mechanische Lebensauffassung. Ist aber die Kraft des Denkens nicht genügend geschärft, und bleibt die Naturerkenntnis eine mangelhafte, mehr subjektiv wie objektiv gestaltete, so ist auch der Mystizismus allemal nicht mehr weit. Da nun das streng logisch vorgehende Denken bekanntlich allezeit eine Sache gewesen ist, die gerade nicht allzu vielen Menschen zu Gebote steht, und das Naturerkennen erst seit wenig Jahrzehnten zu einem trotz aller Fortschritte immer noch recht bescheidenen Wissen geworden ist, so mußte eben die Neigung zum Mystizismus und Aberglauben eine gar treue Begleiterin unseres Geschlechtes werden, denn der Aberglaube eines Volkes steht, wie Buckle [1]) sagt, immer in genauer Proportion

[1]) Zitiert von Fossel. Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Steiermark. Graz 1886. Seite 4.

zu der Ausdehnung seiner Naturkenntnis. Wo aber der Mystizismus weilt, da ist auch der medizinische Aberglauben nicht weit. Denn in Krankheitsfällen, vornehmlich in schweren, die Lebensgefahr heraufbeschwörenden, da pflegt auch das kleinste Fünkchen Mystizismus gar schnell zu einem gewaltigen Brand entfacht zu werden. Die Angst um das bedrohte Leben führt wohl die meisten Menschen, sobald das Vertrauen auf irdische Hilfe aus diesem oder jenem Anlaß ins Schwanken gerät, dazu bei jenen unbekannten höheren Mächten Rettung zu suchen. Denn es gehört schon eine ganz gehörige Menge von philosophischer Bildung dazu, um im speziellen Fall der Erkenntnis, daß menschliche Hilfe vergeblich sei, mit Gleichmut ins Auge zu schauen und das Erkannte mit stoischer Ruhe zu ertragen. In solchen Fällen bietet eben der Mystizismus einen nie versagenden Schutz gegen die entsetzliche, nackte Wahrheit. Und da ja die Glückseligkeit und das Wohlbefinden jedes Einzelnen von uns keineswegs nur durch die objektive Ausgestaltung der Tatsachen, sondern vornehmlich durch die subjektive, individuelle Beurteilung derselben bedingt wird, so bietet in Krankheitsfällen gerade der Mystizismus das beste Mittel die Angst zu bannen und die Hoffnung aufrecht zu erhalten. Da nun aber die Berufsmedizin von den Zeiten der Hippokrates an stets bestrebt gewesen ist, den Mystizismus auszuschalten und an seine Stelle die nüchterne Rechnung mit irdischen Dingen zu setzen, so kann man sich schließlich nicht wundern, wenn die Menschheit allzeit der Volksmedizin mehr oder minder angehangen hat, da ja gerade diese es immer versucht hat, die entsetzliche nackte Wahrheit der irdischen Angst mit dem Schleier des Mystizismus milde zu verhüllen.

So liegt also eine der festesten Stützen der Volksmedizin in der Natur des Menschen.

2. Die in der Berufsmedizin liegende Förderung der Volksmedizin.

Es mag vielleicht mancher meiner Kollegen, wenn er von der Unterstützung der Volksmedizin durch die Berufsmedizin hört, mißbilligend den Kopf schütteln und meinen, daß er solche Mähr nicht glauben könne. Und doch ist es wahr; diese Unterstützung existiert tatsächlich. Ja zum guten Teil ist die Berufsmedizin sogar durch ihr eigenes Verschulden dazu gekommen, die Volksmedizin

zu stützen und zu halten. Zu einem andern Teil ist ihr diese Rolle allerdings wider ihren Willen aufgezwungen worden. Doch werden wir uns gleich selbst von der Wahrheit des Gesagten überzeugen können.

Was zunächst die durch Verschuldung seitens der Berufsmedizin bewirkte Unterstützung der arztlosen Laienmedizin anlangt, so gehört dieselbe glücklicherweise schon längst der Geschichte an. Die moderne Medizin der letzten 50—60 Jahre hat durch ihr Verhalten der arztlosen Heilbestrebung keine Förderung mehr zuteil werden lassen. Dies geschah nur so lange, als der Berufsarzt der Überzeugung war, für das Wesen der Krankheit ein allgemein giltiges Prinzip gewinnen und dasselbe dogmatisch fassen zu können. Sobald aber diese Anschauung sich als eine irrige erwiesen, und man eingesehen hatte, daß die medizinische Erkenntnis nicht auf spekulativem Weg dogmatisiert, sondern lediglich durch die auf Beobachtung, Untersuchung und Versuch aufgebaute und von jeder philosophischen Form befreite Forschung gewonnen werden könnte [1]), von diesem Augenblick an war es mit der, wenn auch unbeabsichtigten und indirekten Förderung der Volksmedizin durch die Berufsmedizin vollkommen aus. Und zwar hatte diese Förderung vornehmlich darin bestanden, daß die Ärztewelt über die Richtigkeit der verschiedenen medizinischen Dogmen in einem fortdauernden Hader lebte. Jeder hielt seine Krankheitsauffassung für die einzig wahre und behauptete, nur durch sie könne eine wirksame vernunftgemäße Therapie gewährleistet werden. Da nun aber im Lauf der Zeiten unzählige derartige willkürlich konstruierte Krankheitscharaktere entstanden und mit ihnen entsprechend viele Behandlungsweisen geschaffen worden waren, die sich alle auf das grimmigste befehdeten, so wußte das Publikum in diesem pathologisch-therapeutischen Wirrwarr schließlich weder ein noch aus und verlor das Vertrauen zu dem Berufsarzt mehr und mehr. Schon der große Hippokrates klagt, daß die Kranken in Folge des Haders der Ärzte gar sehr ihr Vertrauen zu der Heilkunde verloren hätten; so sagt er [2]) „. . steht die gesamte Kunst bei den Leuten aus dem Volk

---

[1]) Magnus. Kritik der medizinischen Erkenntnis. Abhandlungen zur Geschichte der Medizin. Herausgegeben von Magnus, Neuburger, Sudhoff. Heft X. Breslau 1904.

[2]) Hippokrates. Oeuvres. Par Littré. Περὶ διαίτης ὀξέων. Band II. Seite 248 ff. Paris 1840. Fuchs. Hippokrates sämtliche Werke. Band III. Seite 4, § 8. München 1900.

in dem sehr üblen Ruf, als wenn es eine ärztliche Kunst überhaupt nicht gäbe."

Dieser Streit zwischen den einzelnen medizinischen Schulen und Systemen hat nun von den frühesten Zeiten der Berufsmedizin an bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts d. h. also etwa 2500 Jahre gewährt. Wenn nun aber die Berufsmedizin während eines so gewaltigen Zeitraumes dem Publikum ohne Aufhören das Bild eines schwankenden, unsicheren, widerspruchsvollen Wollens und Wissens gezeigt hat, da ist es nicht weiter wunderbar, wenn der Kranke den Zuflüsterungen der arztlosen Laienmedizin willig sein Ohr lieh; besonders da er hier nie etwas von Streit und Hader, sondern immer nur die feste Zusicherung einer unausbleiblichen Hilfe zu hören bekam.

So hat denn also die Berufsmedizin durch ihr Verhalten viele Jahrhunderte hindurch die Volksmedizin genährt und groß gezogen. Was aber durch so lange Zeiträume im Volksgemüt gelebt hat, das läßt sich nicht schnell von heut auf morgen wieder beseitigen. Und deshalb ist auch nicht darauf zu rechnen, daß mit dem Augenblick, wo die Berufsmedizin den richtigen Weg ihrer Erkenntnis gefunden und sich von ihren alten Irrtümern abgewendet hat, nun auch sofort die üblen Folgen dieser zweitausendjährigen Irrungen, d. h. die Vorliebe für die arztlose Krankenbehandlung verschwunden sein sollte. Auf solche Weise hat die Volksmedizin, wenn auch kein legitimes, so doch ein historisches Recht auf das Dasein gewonnen. Daran läßt sich nun einmal nichts ändern. Aufgabe der Gegenwart ist es, bei solch einer Sachlage nun dafür zu sorgen, daß dieses historische Recht nicht mißbraucht werde, wie dies tatsächlich von der Kurpfuscherei geschieht. Sache des Staates [1]) ist es, dieses historische Recht in weisen Grenzen zu halten, auf daß aus dem Recht nicht ein Unrecht werde.

3. Die Förderung der Volksmedizin durch das Publikum

geschieht in gar mannigfacher Form. Zunächst wurzelt die Neigung zu der arztlosen Behandlung in der Auffassung, welche das Volk, und zwar das Volk in allen seinen Schichten, von dem Wesen unserer

---

1) Magnus. Das Kurpfuschertum. Eine medizin-geschichtliche Studie. Breslau 1903. Seite 24 ff.

Magnus. Sechs Jahrtausende im Dienste des Aeskulap. Breslau 1905. Abschnitt VIII. Seite 199 ff.

Wissenschaft hat. Man ist heut ganz allgemein der Meinung: die einzige Aufgabe der Medizin sei es, zu heilen. Wenigstens verlangt jeder Kranke mit vollster Entschiedenheit, daß ihn der Arzt von seinem Leiden endgültig befreie, ein Verlangen, das man ja schließlich dem Kranken auch durchaus nicht einmal übelnehmen kann. Denn Jeder wünscht nun eben nicht allein möglichst lange zu leben, sondern auch möglichst von jeder körperlichen Unbequemlichkeit verschont zu bleiben. Dieser Wunsch ist doch so natürlich, daß über sein Dasein nicht weiter zu rechten ist. Verfehlt ist es nur, wenn man für diesen Wunsch keinerlei Ausnahme zulassen will und glaubt, die Nichterfüllung desselben unter allen Verhältnissen auf das Schuldkonto der Medizin und des Arztes setzen zu dürfen. Daß die Wesenheit des organischen Seins die Erfüllung jenes Wunsches immer nur in beschränkten Grenzen gestattet, daran denkt man nicht. Man will durch die dem Leben von der Natur nun einmal gesteckten Grenzen nicht belästigt werden, man will von denselben möglichst wenig hören und verlangt nun, daß der Arzt, falls sich die Mängel der Körperlichkeit doch einmal melden, unbedingte Hilfe bringe. Der Arzt soll das, was die Natur mit gar zu kargen Händen gespendet hat, gut machen; er soll die dem Leben und der Gesundheit gesteckten Grenzen erweitern. Wenn aber die Natur nun doch ihr Recht fordert, wenn sie die spärlich zugemessene Gabe an Lebensdauer und Gesundheit zurückverlangt, dann ist der davon Betroffene mit samt seinem Anhang aufs höchste erbittert, aber nicht etwa erbittert auf die Natur, sondern erbittert auf Arzt und Medizin. Das ist von jeher so gewesen. Schon Hippokrates [1]) hat sich über dieses Betragen des Publikums schwer beklagt, indem er sagt: „Der Ausgangspunkt meiner Betrachtung wird dasjenige sein, was von jedermann zugestanden wird: daß nämlich einige von denen, welche die ärztliche Kunst in ihre Behandlung genommen hat, genesen, wird zugestanden, daß aber nicht alle genesen, darin liegt der Vorwurf gegen die Kunst."

So verkennt denn also der Kranke, wenn er von dem Arzt unbedingte „Heilung" verlangt, das Wesen der Medizin gründlichst. Unsere Kunst kann heilen und sie tut dies auch in vielen Fällen. Aber in unzähligen Fällen ist ihr das „Heilen" versagt, versagt zu

---

[1]) Hippokrates. Oeuvres. Par Littré. Περὶ τέχνης. Band VI. Fuchs Band I, Kap. IV, Seite 8.

dem Schmerz des Arztes. Aber auch in solchen Verhältnissen hat der Kranke durchaus keine Berechtigung, der Heilkunde zu zürnen; denn wo sie nicht heilt, da hilft sie dem Kranken sein Leid zu tragen, da mildert sie seine Beschwerden. Und in zahllosen Fällen würde der von einer unheilbaren Krankheit Befallene die letzten Zeiten seines Daseins in Angst und Schmerz verbringen müssen, wenn die Medizin nicht mit ihrem Wissen und Können ihm die Schluß-Tage seines Lebens erträglich zu machen verstünde. Gar manchen schmerzfreien, gar manchen sorgenfreien Tag schenkt die Berufsmedizin dem vom Tode schon Gekennzeichneten; gar manchen klaren, sonnigen Hoffnungsstrahl läßt sie in die Nacht der Trübsal fallen. Das ist aber eine Aufgabe, die für uns Ärzte meist viel viel schwieriger ist, als das Heilen. Ein Jeder von uns, der mitten in der Praxis steht, wird wissen, wie unendlich schwer es ist, dem unheilbar Kranken sein Leid erträglich zu machen, ihn über das Verzweifelte seiner Lage mit Geschick hinwegzuführen. Das wird aber von dem Kranken und seinen Angehörigen nicht anerkannt. Der Vorwurf, daß die Heilung nicht bewirkt worden ist, klingt in der Regel so laut und vernehmlich, daß darüber alles übrige, was wir in solchen Fällen geleistet haben, vergessen wird. Die himmlische Trösterin, welche die Medizin in solchen Lebenslagen ist, wird geschmäht und mit ihr gehadert, weil sie nicht mächtiger ist wie die Natur. Man verzeiht es ihr nicht, daß sie zwar immer zu helfen, aber nicht immer zu heilen vermag.

So verlangt denn also das Publikum von unserer Wissenschaft Heilung und immer wieder Heilung. Sieht es sich aber in diesem Verlangen getäuscht, so wankt das Vertrauen zu dem Berufsarzt; man sucht anderweitig das zu gewinnen, was die Natur durch ihre berufene Vertreterin, die Heilkunst, versagt. Und da tritt die Volksmedizin in Wirksamkeit; von ihr erwartet man das, was die Berufsmedizin leisten sollte und auch gern geleistet hätte, wenn es ihr die Natur nicht eben versagt hätte.

Doch fördert das Publikum die arztlose Volksmedizin nicht lediglich durch die falsche Auffassung, welche es von dem Wesen und der Leistungsfähigkeit der Berufsmedizin hat, sondern auch noch in anderer Weise steht es der arztlosen Medizin bei.

Zunächst gewährt die leichtfertige Weise, mit welcher das Publikum über medizinische Dinge zu urteilen pflegt, gerade der arztlosen Krankenbehandlung einen sehr wirksamen Schutz. Nun mag ja wohl die Kritik des Volkes auch auf verschiedenen anderen

Gebieten häufig genug nicht immer ganz einwandsfrei sein, aber grade die medizinische Urteilsfähigkeit desselben muß doch nun einmal, den Verhältnissen, d.h. den geringen Fachkenntnissen entsprechend, immer nur eine äußerst mangelhafte und beschränkte sein. Und sie weitet diese ihr nun einmal gesteckten Grenzen dadurch gewiß nicht, daß sie das, was ihr an Kenntnissen gebricht, durch skrupellose Kühnheit zu ersetzen versucht und Urteile über die Leistungsfähigkeit der Heilkunde sowie über das Können des Arztes fällt, die an Bestimmtheit und Sicherheit des Ausdruckes nichts, an Berechtigung aber alles vermissen lassen. Sieht man, mit welcher Schnelligkeit das moderne Publikum über die Bedeutung des medizinischen Wissens, sowie über den Wert der ärztlichen Leistung zu urteilen pflegt, so sollte man eigentlich meinen, daß nichts leichter sein könne, als über medizinische Dinge zu reden und eine entscheidende Meinung zu äußern. Und doch ist gerade auf diesem Gebiet die gerechte Einschätzung sehr schwer. Ja ohne eine ansehnliche Summe fachmännischer Kenntnisse ist eine Kritik gerade hier sogar ganz unmöglich. Wer von den Laien, die da mit solcher Sicherheit über unser Tun und Können den Stab brechen, besitzt nun aber wohl diejenigen Kenntnisse, welche ihn zu solchem Tun allein berechtigen könnten? Wir dürfen ganz dreist sagen Niemand. Deshalb sollte sich auch das Publikum bescheiden, in medizinischen Dingen hübsch den Mund halten und dem Urteil nur solcher Leute glauben, die da durch den Besitz ausreichender fachmännischer Kenntnisse zu einer Kritik berechtigt sind. Aber leider geschieht nur zu häufig das Gegenteil! Man glaubt Menschen, die weder eine medizinische Bildung genossen, noch auch im Besitz medizinischer Kenntnisse sind, kurzer Hand alles, was sie über die Heilkunde reden. Daß es immer Leute genug gibt, die über die Heilkunde sprechen, ohne auch nur eine Ahnung von derlei Dingen zu haben, wundert uns nicht, da dies ja so oft lediglich aus unlauteren Geschäftsrücksichten geschieht; daß es aber Leute gibt, und zwar in solcher Anzahl, wie dies der Fall ist, die da Solchen mehr glauben, welche ohne medizinische Erziehung kühnlichst über die schwersten Fragen der Heilkunst urteilen, als wie den Berufsärzten, das ist zu verwundern.

Solange nun das Publikum sich nicht davon überzeugt, daß eine Kritik medizinischer Dinge nicht ohne eine große Summe einschlägiger Kenntnisse geübt werden kann, wird es mit dieser seiner mangelhaften Einsicht die Volksmedizin stützen und nachhaltigst fördern.

Bietet das bisher besprochene Verhalten des Publikums der arztlosen Behandlung schon einen starken Schutz, so wird derselbe noch wirksamer durch die Leichtgläubigkeit, mit welcher man alle medizinischen Behauptungen Unbefugter aufnimmt. Ein Laie mag heutzutage ruhig und gelassen den größten medizinischen Unsinn reden; er kann bestimmt darauf rechnen, Anhänger in genügender Zahl zu finden. Von der Wahrheit dieser Tatsache kann man sich ohne weiteres in jedem Naturheil-Verein überzeugen. Was dort über medizinische Dinge gesprochen und gläubigst entgegengenommen wird, müßte uns Sachverständige eigentlich höchlichst belustigen, wenn es nicht eben ein gar so betrübendes Zeichen für die mangelhafte Intelligenz des Volkes wäre.

Wenn die besagten Eigentümlichkeiten des Publikums nur die gutartige, nicht auf Gelderwerb bedachte Volksmedizin stützten, so wäre das schließlich weiter nicht gar so bedenklich. Denn grade dieser Zweig der Volksmedizin hält sich im großen und ganzen doch in bescheidenen Grenzen und ist schließlich auch oft genug gern bereit, wieder zur Berufsmedizin zurückzukehren. Aber leider zieht das Volk mit seiner schiefen Auffassung von dem Wesen und der Leistungsfähigkeit der Heilkunde, mit seiner mangelhaften medizinischen Urteilsfähigkeit und seiner leichtfertigen Glaubensseligkeit den gefährlichsten und schlimmsten Feind, das Kurpfuschertum, groß. Deshalb muß man eben sagen, daß das Volk der schlimmste Feind seines eignen körperlichen Wohles sei.

4. Die Förderung der Volksmedizin durch den Staat.

Die Geschichte der Medizin hat mit vollster Sicherheit die Wahrheit des volkswirtschaftlichen Gesetzes erwiesen, daß die Gesundheit des Volkes in direktem Verhältnis zu der Organisation des ärzlichen Wesens steht. Je sorgsamer die staatliche Regelung des Heilgeschäftes erfolgt, um so besser ist für das öffentliche Wohl gesorgt; je nachlässiger dies aber geschieht, um so mehr ist das Letztere gefährdet. Von den Zeiten der Pharaonen bis auf die Gegenwart hat es sich stets bewahrheitet, daß nur dann auf eine befriedigende heilkünstlerische Arbeit zu rechnen ist, wenn der Staat die Erziehung des Arztes nach strengen Vorschriften regelt und ferner dafür sorgt, daß ärztliche Arbeit nur solche Individuen leisten dürfen, welche die offiziell verordnete medizinische Erziehung

genossen haben. So waren z. B. die entsetzlichen Verirrungen, in welche das Heilgeschäft während des ganzen klassischen Altertums, trotz Hippokrates und Galen, geriet, nur möglich, weil die regierenden Kreise die Ausbildung des Arztes wie die Vornahme des Heilgeschäftes nicht in bewußter Weise zu regeln verstanden. Das, was in dieser Beziehung aber für die alte, wie für die mittlere und neuere Zeit gegolten hat, das gilt auch für die Gegenwart genau in der nämlichen Weise. Auch heut noch ist die Volksgesundheit nur dann gesichert, wenn das Heilgeschäft nur Solchen vorbehalten bleibt, welche eine von staatswegen vorgeschriebene Erziehung genossen haben. Hält der Staat diesen Grundsatz nicht eisern fest und gestattet er auch nur die geringste Vernachlässigung desselben, so schützt er zunächst die gewerbsmäßige Volksmedizin und sorgt schließlich auch noch gründlichst dafür, daß die Laienmedizin in der gefährlichsten Weise immer mehr entartet. Und da nun in der Gegenwart, wenigstens bei uns in Deutschland, der Staat für die ärztliche Bildung zwar bestimmte strenge Vorschriften erlassen, das Heilgeschäft aber freigegeben hat, so ist er es vornehmlich, welcher der Erhaltung der Volksmedizin und ihrer allgemein gefährlichen Entartung Vorschub leistet. An dieser traurigen Wahrheit wird dadurch aber nicht das mindeste geändert, daß man staatlicherseits nunmehr bestrebt ist, durch allerlei gesetzliche Vorschriften das Treiben der gewerbsmäßigen Volksmedizin einzuschränken. Denn alle diese gesetzlichen Maßnahmen, welche der Staat im Laufe der letzten zwei Jahre gegen die Kurpfuscherei getroffen hat, haben leider auch nicht das geringste gefruchtet. Das einzige Resultat dieser Art für die Volksgesundheit zu sorgen, ist denn auch das, daß in Preußen[1]) in der Zeit von 1903 bis 1904 die Zahl der Kurpfuscher um 1144 gewachsen ist. Das kann aber auch gar nicht anders sein. Denn das Unwesen der gewerbsmäßigen arztlosen Krankenbehandlung verlangt statt vieler halber nur eine einzige, aber eine ganze Maßregel, nämlich das Verbot der Kurierfreiheit. Erst dann, wenn man sich staatlicherseits zu dem Erlaß eines solchen Verbotes aufgerafft haben wird, wird man jenem historisch erwiesenen Gesetz, nach welchem die Volksgesundheit in direktem Verhältnis zu der Organisation des ärztlichen Wesens steht, gerecht geworden sein.

---

[1]) Das Gesundheitswesen des Preußischen Staates im Jahre 1903. Bearbeitet von der Medizinal-Abt. des Kultusministeriums. Berlin 1905. Abschnitt XIV Seite 436.

Siebentes Kapitel.

Das Heilverfahren und die Heilmittel der Volksmedizin.

Das Heilverfahren der arztlosen Laienmedizin kann man, wie dies Urban[1]) bereits getan hat, in zwei, oder vielleicht noch besser in drei große Gruppen teilen. In der 1. dieser Abteilungen wird der Heilvorgang von diesem oder jenem Laien unter Benützung irgend eines als Medikament gedachten Stoffes durchgeführt. In der 2. Gruppe wird von medikamentösen Substanzen kein Gebrauch gemacht, vielmehr durch allerlei theurgische Maßnahmen die Heilung angestrebt. Und in der 3. Klasse endlich wird Medikament und Theurgie vereint, d. h. ein arzneilicher Stoff wird unter Innehaltung gewisser geheimnisvoller Gebräuche dem Patienten gereicht.

Die Stoffe, welche von der Volksmedizin als Heilmittel benützt werden, sind auch heut noch zahlreich genug; aber es hat einmal eine Zeit gegeben, wo dieselben im wahren Sinne des Wortes gradezu zahllos waren, weil eben All' und Jedes als Heilmittel galt. (Vgl.Seite 20.) Dabei ist die Verteilung dieser Heilsubstanzen über die verschiedenen Länder durchaus keine gleichmäßige; vielmehr wird hier dies und dort jenes Mittel besonders häufig benützt. Diese Bevorzugung erklärt sich zunächst dadurch, daß gewisse Stoffe, so z. B. Pflanzen oder anorganische Dinge, in einzelnen Ländern öfters vorkommen, als in anderen. Doch sind auch allerlei kulturelle Gründe vorhanden, welche dieses oder jenes Mittel in den Vordergrund drängen. Ähnlich verhält es sich auch mit den metaphysischen Heilmaßnahmen. Auch diese sind in höchst verschiedener Weise über die Länder, Provinzen und Kreise verteilt. Häufig findet man dieselben geheimnisvollen Heilgebräuche in Gegenden, die geographisch weit von einander entfernt liegen, während wieder benachbarte Landstriche ganz verschieden geartete metaphysische Zeremonien besitzen. Diese an Stoffen wie Gebräuchen so vielgestaltige Volkstherapie ist nun so oft zum Gegenstand eines eingehenden Studiums gemacht worden, daß es, soweit die deutsche Zunge

---

[1]) Urban. Über Volksheilmittel als Beitrag zur Volksheilkunde in Deutsch-Böhmen. Prager med. Wochenschrift XXVII 1902.

klingt, im Augenblick wohl kaum ein Land oder eine Provinz geben dürfte, die nicht eine eingehende Darstellung der ihnen eigenen Volksmedizin besäße. Da auf diese Weise die Spezialliteratur dieses Faches im Augenblick überreich bedacht ist, so wird es sich jetzt nicht mehr darum handeln können, durch eine weitere Sammlung der volkstümlichen Heilmittel und Heilgebräuche das ohnehin schon ungeheuer umfangreiche kasuistische Material noch weiter zu vermehren, vielmehr dürfte es sich jetzt als zweckmäßig erweisen, aus all' diesen mannigfachen Aufzählungen der vom Volk geübten Heilbestrebungen die wesentlichsten Gesichtspunkte herauszusuchen. Es wird sich darum handeln, die allgemeinen Anschauungen, welche für die Aufstellung der Heilsubstanzen, wie für den Ausbau der Heilgebräuche leitend und maßgebend gewesen sind, zu ermitteln. Nur wenn uns dies gelingt, werden wir zu einem Verständnis der Volkstherapie überhaupt kommen können. Denn die bloße Kenntnis der vom Volk zu Heilzwecken benützten Substanzen und Zeremonien hat an und für sich einen nur recht bescheidenen wissenschaftlichen Wert, wie ja jede Kasuistik zunächst immer nur von nebensächlicher Bedeutung ist. Erst die aus der Kasuistik entwickelten allgemeinen Gesetze schaffen einen wissenschaftlichen Wert.

Nach dem Gesagten würde es also eine ganz nutzlose Arbeit sein, aus den zahllosen Monographien eine umfassende Zusammenstellung aller volkstümlichen Heilstoffe und Heilgebräuche herstellen zu wollen. Indem ich deshalb auf dieses Beginnen von Haus aus verzichte, will ich dafür den Versuch machen, an der Hand der gewaltigen Kasuistik die Gesetze zu zeigen, welche für die Aufstellung und den Ausbau der Volkstherapie maßgebend gewesen sind. Und da sowohl die volkstümlichen Heilstoffe, wie auch die Heilgebräuche sehr häufig denselben oder doch wenigstens sehr ähnlichen Entwickelungsgesetzen gefolgt sind, so werde ich mich im Folgenden nicht an die eingangs dieses Abschnittes erwähnte Einteilung der Heilbestrebungen halten, mich vielmehr von viel allgemeineren Gesichtspunkten führen lassen. Ich will dabei in der Weise verfahren, daß ich die leitenden, den Ausbau der Volkstherapie vermittelnden Gedanken namhaft mache, und bei jedem derselben den Nachweis zu führen versuche, wie und in welchem Umfang er auf die Wahl der volkstümlichen Behandlungsformen von Einfluß gewesen ist. Man wird das am ersten durchzuführen vermögen, wenn man dabei von möglichst frühen Zeiten der Volksmedizin

ausgeht, und bis auf die Gegenwart die einschlägigen Verhältnisse verfolgt.

Tun wir dies, so finden wir als das erste und ursprünglichste Entwickelungsgesetz der Volkstherapie:

§ 1. Die das organische Leben in maßgebender Weise beeinflussenden Naturvorgänge gelten dem Volk als wichtige therapeutische Faktoren. Zunächst mußte der Wechsel der Jahreszeiten die Vorstellung erwecken, daß die Krankenbehandlung mit Vorteil an diese Erscheinungen anknüpfen könnte. Denn wenn man sieht, wie die im Winterfrost scheinbar erstorbene organische Welt beim Nahen des Frühlings wieder zu neuem Dasein erwacht, wie überall das Leben mit frischer Kraft sich regt, so liegt die Vermutung ungemein nahe, daß nun dieser allbelebende Einfluß des jungen Jahres auch auf den kranken menschlichen Körper eine günstige Einwirkung äußern könne. So kam man also durch Analogieschluß schon früh zu der Vorstellung, daß der Frühling wohl die zur Vornahme therapeutischer Maßnahmen geeignetste Zeit sein möge. Alle diejenigen, deren Zustand nicht gerade akuter Art war und eine sofortige Behandlung nicht unbedingt forderte, zögerten während des Mittelalters bis tief in die neuere Zeit hinein ganz allgemein mit dem Beginn ihrer Heilbestrebungen deshalb, wenn irgendmöglich, bis zu dem Frühjahr. Besonders der Mai, mit dem sich so kräftig entfaltenden tierischen wie pflanzlichen Leben, erschien dem Volk von jeher als der geeignetste Termin zur Einleitung der Krankenbehandlung. Noch heutzutage erwartet der gewöhnliche Mann von einer zur Frühlingszeit unternommenen Kur ganz besonderen Erfolg. Dazu bieten die im April und Mai allerorten emporsprießenden Kräuter ein besonders wertvolles Material. Allerlei Kräuter werden vom Volk jetzt gesammelt und zu heilkräftigen Tränklein verarbeitet, und die Kräutersuppen bilden heutzutage noch eine Vermehrung des Küchenzettels, von welchem man sich eine besonders heilsame Wirkung verspricht. Die sogenannten Kneipp-Vereine[1]) empfehlen auch heut noch die Vornahme von Kräuterkuren und das Essen von Kräutersuppen im Frühjahr als eine die Blutverbesserung ganz besonders fördernde Maßnahme."

---

1) Breslauer Kneippverein. Sitzung am 20. April 1905. Schlesische Zeitung No. 286 vom 23. April 1905. Bogen 5.

Sogenannte Maikuren[1]) unternimmt das Volk noch heutzutage allerorten, und die kräftigende, heilsame Wirkung der Mailuft gilt ihm als eine unanfechtbare Tatsache, daher denn auch die Maifrühspaziergänge sich bei ihm einer ganz besonderen Beliebtheit erfreuen. Und wenn der Mai heut eine so hervorragende Rolle in der Poesie spielt, wenn seine Wertschätzung eine ganz besonders weitgehende ist, so hat der Wonnemonat dies zu einem guten Teil ja gewiß seiner Schönheit zu danken, aber zu einem nicht unbeträchtlichen Bruchteil vielleicht doch auch dem medizinischen Ansehen, welches er von den frühesten Zeiten der Kultur an genossen hat.

Übrigens gewann die Frühlingszeit nicht nur durch das Wiedererwachen des Lebens bereits für den Naturmenschen eine therapeutische Bedeutung, sondern auch die Zunahme des Lichtes, welche so etwa um Frühlingsanfang herum immer deutlicher in Erscheinung tritt, war in dieser Hinsicht wirksam. Der lebenerweckende und lebenerhaltende Einfluß, den das Licht auf alles organische Wesen ausübt, konnte ja selbst einem ganz ungeübten Beobachter nicht verborgen bleiben. Und so wird man denn schon in sehr frühen Zeiten begonnen haben, nicht bloß dem Licht der Sonne, sondern auch dem der verschiedenen anderen Himmelskörper eine Einwirkung auf den menschlichen Körper einzuräumen. Wie die Zunahme des Lichtes im Frühjahr für jedes Lebewesen nützlich und fördersam ist, so sollte auch die Zu- und Abnahme der himmlischen Lichter im allgemeinen gleichfalls von Bedeutung sein. Diese Vorstellung ist eine uralte, wahrscheinlich schon lange vor dem Auftreten auch der bescheidensten Kultur herrschende gewesen und sie ist es geblieben bis auf unsere Tage. Besonders ist es das Mondlicht, an dessen Gehen und Kommen man stets die verschiedensten therapeutischen Maßnahmen geknüpft hat und noch knüpft. Man hat die mit dem Mondlicht rechnende Behandlung in der Weise sich zurecht gelegt, daß man meinte: alle solche Maßnahmen, die auf eine Zunahme und Kräftigung der Gesundheit resp. des körperlichen Lebens überhaupt berechnet seien, sollten in der Zeit des zunehmenden Mondes durchgeführt werden. Diejenigen Kuren dagegen, die eine Beseitigung eines Übels anstrebten, sollten nur bei

---

[1]) Höfler. Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. Neue Ausgabe. München 1893. Seite 77.

abnehmendem Mond begonnen werden, so also z. B. Behandlung des Kropfes, der geschwollenen Drüsen, der krankhaften Geschwülste [1]) Aber auch die gewöhnlichsten Prozeduren, welche nur der Pflege des Körpers, nicht aber der Vornahme irgend einer Krankheitsbehandlung gelten, sollten, entsprechend den genannten Vorstellungen, nur dann von Wirksamkeit sein, wenn sie nach den Phasen des Mondes sich richteten. So läßt die Mutter aus dem Volke noch jetzt ihren Kindern die Haare nur bei zunehmendem Monde schneiden, wie sie auch die Kürzung der Nägel nur um diese Zeit gestattet. Solche Tage nun, an denen vermöge ihrer Beziehungen zu den Mondphasen die Vornahme derartiger Verrichtungen heilsam oder schädlich sein soll, führen in der Volksmedizin auch heut noch besondere Namen; so heißt z. B. die Periode des wachsenden Mondlichtes in Oberbayern [2]) „im Wachset", während die Zeit des schwindenden Mondlichtes „Abgäng" genannt wird. Die Tage, welche vermöge ihrer Beziehung zu den Mondphasen besondere Aussicht auf erfolgreiche Krankheitsbehandlung, speziell auf Beseitigung der Warzen, Geschwülste, Drüsen u. s. w. gewähren, nennt das Volk „Schwendtage", wobei ich es dahingestellt sein lassen will, ob der Ausdruck „Schwend" mit dem „Schwinden" der Krankheit in Zusammenhang stehen mag. Die Germanisten werden darüber besseren Aufschluß zu geben vermögen, als wir medizinischen Historiker.

Auch die einzelnen Tageszeiten stehen ob ihres Lichtgehaltes noch jetzt bei dem Volke in einer sehr verschiedenen therapeutischen Wertschätzung. Vornehmlich sind es die Stunden vor dem Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang, welche auf die Vornahme und Durchführung der mannigfachsten volkstümlichen Heilgebräuche den wesentlichsten Einfluß ausüben sollen. So dürfen gewisse sympathetische Kuren unbedingt nur vor dem Aufgehen der Sonne zur Anwendung gebracht werden, sollen sie überhaupt wirksam werden, während andere wieder einen Erfolg nur dann in Aussicht stellen, sobald sie nach Sonnenuntergang unternommen werden. Es gilt also hier die nämliche Volksauffassung,

---

1) Fossel. Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Steiermarck. 2. Auflage. Graz 1886. Seite 26.

2) Höfler, Volksmedizin und Aberglauben in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. Neue Ausgabe. München 1893. Seite 76.

wie wir sie mit zu- und abnehmendem Mond verbunden gefunden haben [1]).

Derartigen Anschauungen begegnen wir schon in den frühesten Zeiten der Kultur, und noch heut huldigt ihnen die Volksmedizin allerorten mit vollster Überzeugung.

Selbst für die Heilkraft der pflanzlichen Arzneimittel sollte die Zeit, in welcher das betreffende Kräutlein gesammelt wird, von ausschlaggebender Bedeutung sein; so sollte die Wirksamkeit gewisser pflanzlicher Medikamente nur dann verbürgt sein, wenn die betreffenden Rohstoffe vor dem Aufgang oder nach Untergang der Sonne gesammelt würden. (Man vergl. auch § 2, Seite 68, dieser Arbeit.)

Übrigens ist das eine uralte Vorstellung, denn schon Plinius [2]) gedenkt dieser Vorschrift; und was er über medizinische Dinge uns zu sagen weiß, schöpft er ja doch nicht etwa aus eigener Erfahrung, sondern er berichtet, wie wir dies ja bereits erwähnt haben, aus uralten ihm noch zugänglich gewesenen literarischen Quellen.

Auch die Kinder des Lichtes, die Farben, wurden von der Volksmedizin bereits in frühen Zeiten für therapeutische Zwecke verwertet. So empfiehlt schon Aristoteles [3]) die grüne Farbe als besonders heilsam und augenstärkend. Doch liegt dieser Anschauung keineswegs etwa eine an der grünen Farbe selbst gemachte Beobachtung zugrunde, vielmehr konstruiert Aristoteles rein spekulativ diese heilskräftige Eigenschaft derselben. Aus der Tatsache, daß die Fixation geformter Gegenstände das Auge in angestrengtere Tätigkeit versetzt, als der Blick auf ungeformte wie z. B. auf weite Wasserflächen, schließt der genannte Autor nämlich ohne weiteres, daß das Anschauen des Festen dem Auge schädlich, das Anblicken des Feuchten aber nützlich sei.

---

[1]) Scholz. Besprechungsformeln. Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Breslau 1896. III. Heft III No. 4. Seite 45 ff. Scholz hat eine Reihe sympathetischer Kuren angegeben, welche als Beispiele für das vom Einfluß der Lichtverhältnisse auf den Ausgang dieser Heilvorgänge oben Gesagte gelten können. Übrigens finden wir ähnliche Angaben in unzähligen anderen Veröffentlichungen. Bei der Menge der einschlägigen Mitteilungen konnte ich mich nur auf die Herbeiziehung eines Beispieles beschränken.

[2]) Plinius. Historia naturalis. Rec. Janus. Band IV. Buch 24. Cap. 19 (106). Seite 64. Leipzig 1859.

[3]) Aristoteles. Opera omnia. Paris 1848—1874. Problem. Sect. XXXI. 19.

Und da nun die Pflanzen, sowie überhaupt alle grün gefärbten Dinge, nach des Aristoteles Meinung, einen starken Wassergehalt haben sollten, so würden eben auch — so schließt er weiter — alle grünen Gegenstände für das Auge einen heilsamen Anblick darbieten.

Auf dieser, wie wir sehen, ganz willkürlichen und noch dazu völlig unbegründeten Vermutung baut sich nun der weitgehende volks-therapeutische Gebrauch des Grün auf, welchen sowohl das Altertum wie auch die moderne Zeit von der grünen Farbe gemacht haben und noch machen. Griechen und Römer sahen in dem Grün ein Mittel, schwache und angegriffene Augen zu stärken, und darum legte der antike Steinschneider ein grünes Kräutlein neben seine anstrengende Schleifarbeit, um ab und zu durch einen schnellen Blick auf sothanes Pflänzlein die übermäßig arbeitenden Sehorgane zu stärken. Der Herr der Welt aber, der sehschwache Kaiser Nero[1]), bediente sich in der Arena, um seine vom vielen Schauen müden und wenig leistungsfähigen Augen zu stärken, eines kostbaren Smaragdes. In welchem Umfange noch heut unser Volk an der heilkräftigen Wirkung des Grün festhält, wird Jedem die tägliche Erfahrung ohne weiteres lehren.

Auch die rote Farbe sollte nach der Volksmeinung gewisse heilende Wirkungen entfalten können; das meinte wenigstens bereits das Altertum und die Neuzeit tut desgleichen, wie man dies an den roten Bändchen sehen kann, welche unseren Säuglingen von besorgten Müttern umgelegt werden. Daß dieser Glaube auf alten religiösen Anschauungen beruht, will ich hier bloß andeuten, ohne genauer auf diesen Punkt einzugehen.

Bei der Sonne konzentriert sich das gesamte therapeutische Interesse auf ihre verschiedenartige im Frühjahr, Sommer und Herbst entfaltete Wirksamkeit.

Dieser auf den Licht- und klimatischen Verhältnissen aufgebaute Teil der Volksmedizin ist nun von jedem Volk auf Grund eigener Wahrnehmung selbständig entwickelt worden; bei ihm kann von einer Wanderung, von einer Verpflanzung von Volk zu Volk nicht die Rede sein; er ist autochthoner Natur. Das

---

[1]) Über die von Nero geübte Benutzung des Smaragdes existiert eine gar nicht unbeträchtliche Literatur; man vergleiche über dieselbe: Magnus. Die Kenntnisse der Sehstörungen bei den Griechen und Römern; Gräfe, Archiv für Opth. Bd. XXIII. Abt. 2. Berlin 1877. Magnus. Die Augenheilkunde der Alten. Breslau 1901. Seite 407 ff.

schließt nun aber keineswegs aus, daß die volkstümliche Lichttherapie in den verschiedenen Ländern gar mannigfache Eigentümlichkeiten haben kann; doch sind das nur unwesentliche, in den lokalen Verhältnissen liegende Dinge, welche an der autochthonen Entstehung selbst nichts ändern.

Da nun aber mit dem kommenden und gehenden Himmelslicht auch ein Wechsel der Temperaturverhältnisse gegeben ist und dieser wieder in mächtiger Weise das organische Leben beeinflußt, so wird man auch schon sehr früh die therapeutische Verwertung der verschiedenen Temperaturgrade gelernt und Wärme wie Kälte der Volkstherapie einverleibt haben.

§ 2. Die an Naturprodukten gemachten unmittelbaren Erfahrungen werden von der Volksmedizin zu Heilzwecken benützt. Die Beobachtungen, welche der Natur- wie der Kulturmensch bezüglich der Wirkungsweise sowie über das allgemeine Verhalten der verschiedenen Naturgegenstände zu machen in der Lage war, haben in der weitgehendsten Weise dessen medizinisches Interesse erregt. Und zwar geschah dies in zweifacher Weise. Zunächst waren es die direkten Wahrnehmungen, welche man an diesem oder jenem Dinge machte, welche zu therapeutischen Versuchen anregten und in zweiter Linie der Analogieschluß. Was nun zunächst die direkte, durch die Sinnesorgane vermittelte Beobachtung anlangt, so führten Aussehen, Geruch und Geschmack das Volk auf die Vorstellung, hervorragende Eigentümlichkeiten eines Naturproduktes nun auch auf seinen heilenden Wert zu prüfen. Auf diese Weise kamen die verschiedensten Pflanzen und anorganischen Stoffe in den volkstümlichen Arzneischatz. Plinius[1]) macht ausdrücklich darauf aufmerksam, daß gerade auf diesem Wege schon in alten Zeiten eine Reihe von Arzneimitteln gefunden worden sei. Dementsprechend enthält denn auch die Apotheke der Volksmedizin heut noch aromatisch riechende und scharf schmeckende Substanzen in reichlicher Menge, so z. B.: Baldrian, Kamille, Pfeffermünze, Kümmel, Schellkraut, Salbei, Senf, Bilsenkraut, Knoblauch und wie die Kräuter sonst noch alle heißen mögen, deren das Volk auch heut noch mit Vorliebe sich bedient und die daher männiglich auch als „Volksmittel“ bekannt sind.

---

[1]) Plinius. Historia naturalis. Ed. Janus. Buch XXII, Cap. 2, § 2. Band 4 Seite 266. Leipzig 1857. — Buch XXV, Cap. 1, § 3. Band 5 Seite 68. Band 4. Leipzig 1859.

Daß man das Einsammeln dieser und ähnlicher Arzneimittel auch noch mit allerlei mystischem Beiwerk bekleidete, rührt noch aus ganz uralten Zeiten her, da man die Krankheit als ein persönliches, bösartiges Wesen auffaßte, dem nicht allein mit irdischen Dingen beizukommen wäre, das vielmehr eine Verstärkung der arzneilichen Wirkung durch metaphysische Zutaten dringend verlangte. So sollten bestimmte Pflanzen z. B. nur in der Osternacht gepflückt werden, während die heilkräftige Wirkung anderer wieder davon abhängig gemacht wurde, daß sie in der Christ- oder Johannes-Nacht gesammelt wurden, d. h. also in Zeiten, welche in der grauesten Vergangenheit eine hervorragende theurgische Bedeutung besessen hatten. Bei anderen wieder waren noch ganz besondere Gebräuche erforderlich, welche bei dem Gewinn des betreffenden Mittels unbedingt beobachtet werden mußten, sollte die kräftige Wirkung nicht überhaupt gänzlich in Frage gestellt werden. Plinius weiß uns an den verschiedensten Stellen von solchen Dingen zu berichten, die er als aus frühester Zeit herstammend erklärt. Ich will bei dieser Gelegenheit nur auf die mysteriösen und umständlichen Gebräuche hinweisen, welche bei der Gewinnung der Alraunwurzel beobachtet werden mußten und welche viele Jahrhunderte hindurch ihre Geltung behielten. Die hierbei vorgeschriebenen Maßnahmen[1]), denen wir zumteil in derselben Form im klassischen Altertum, in der germanischen Vorzeit, wie auch im Mittelalter und vielleicht selbst noch bei den Kräutersammlern unserer Tage begegnen, waren schon zur Zeit des Plinius uralt und rührten aus Perioden her, in denen die Kultur kaum Wurzel zu schlagen begonnen hatte.

Doch sind die bei derartigen Gelegenheiten zur Anwendung gebrachten theurgischen Maßregeln immer nur als die Wirkung verstärkende und sichernde Zutaten anzusehen; der ursprüngliche Weg, auf welchem die betreffende Substanz den Ruf ihrer Heilkraft erlangt hatte, war stets der der unmittelbaren Erfahrung, wie sie durch Aussehen, Geschmack und Geruch gewonnen wurde.

Aber nicht allein die durch die Sinnesorgane vermittelte direkte Beobachtung lieferte der arztlosen Behandlung allzeit die erforderliche Menge der therapeutisch für brauchbar geachteten Substanzen, sondern das Volk suchte auch noch andere Wege,

---

1) Plinius. Historia naturalis. Ed. Janus. Buch XXV, Cap. 13, § 94. Seite 94 Band 4. Leipzig 1829.

welche zu dem genannten Ziele zu führen geeignet wären, aufzufinden. Nämlich:

§ 3. Das Volk gebraucht den Analogieschluß, um in die Erkenntnis der heilkräftigen Eigenschaften der mannigfachsten Substanzen einzudringen. Trotzdem der Schluß vom Ähnlichen aus, d. h. also der sogenannte Analogieschluß, wie Wundt[1]) sehr richtig bemerkt, „das im naturwissenschaftlichen Erfahrungsgebiet unvollkommenste logische Verfahren ist", so hat er doch in dem Entwicklungsgang der Medizin wie der Naturwissenschaft zu jeder Zeit eine sehr große, wenn auch wenig vorteilhafte Rolle gespielt, wie ich[2]) dies in einer andern Arbeit bereits ausführlich nachgewiesen habe. Denn diese Form des logischen Ermittelungsverfahrens darf im Bereich der medizinnaturwissenschaftlichen Erkenntnis höchstens zur versuchsweisen Begehung dieses oder jenes Weges einladen, darf aber niemals den Stützpunkt des Erkenntnisprozesses selbst bilden. Wenn nun aber die berufsmäßigen Naturforscher und Ärzte Jahrtausende lang die Wahrheit dieses Satzes vollkommen verkannt und sich unbedingt des Analogieschlusses zur Ermittelung naturwissenschaftlichen Wissens im weitesten Umfange bedient haben, so kann man dem Volk gewiß keinen Vorwurf machen, wenn es dasselbe tat, was es die zünftigen Vertreter von Medizin und Naturkunde tun sah. So beginnt denn der Analogieschluß schon in sehr frühen Zeiten der Volksmedizin seine unheilvolle Tätigkeit. Ja man darf wohl annehmen, daß gerade diese Schlußform die erste und ursprünglichste gewesen ist, vermittelst deren man — natürlich abgesehen von der unmittelbaren Erfahrung — eine Erweiterung des therapeutischen Handelns angestrebt hat. Denn dieses Verfahren ist nun einmal für einen im Denken nicht gerade besonders geübten und geschulten Geist das nächstliegendste und bequemste.

Wie nun das Volk in fast allen seinen Urteilen eine unverkennbare Kindlichkeit zur Schau trägt, so ist auch sein therapeutischer Analogieschluß meist von einer unglaublichen Naivität.

---

1) Wundt. Logik. Eine Untersuchung der Prinzipien der Erkenntnis und der Methoden wissenschaftlicher Forschung. 2. Aufl. Stuttgart 1893/95. Band II Abt. 1, Seite 589.

2) Magnus. Kritik der medizinischen Erkenntnis. Abhandlungen zur Geschichte der Medizin. Herausgegeben von Magnus, Neuburger, Sudhoff. Heft X. Breslau 1904.

Besonders gilt dies von der heilkünstlerischen Wertschätzung der Pflanzen.

Ein guter Teil des pflanzlichen volkstümlichen Arzneischatzes rührt einfach daher, daß die therapeutisch benützten Kräuter, Blüten, Bäume oder Gesträuche mit dem erkrankten Körperglied oder mit gewissen klinischen Erscheinungen des Krankseins eine mehr oder weniger ausgesprochene Ähnlichkeit zeigen sollten; wenigstens wollte die Phantasie des Volkes eine solche finden. Schindler[1]) hat gerade diesem Punkt seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und kommt dabei zu folgendem Ergebnis: „Die Geister der Pflanzen," so sagt er, „erkennt man an der Ähnlichkeit der Form; so wirken kugelrunde Kräuter wie Wermut, Akazie, Agrimonia, Anagallis u. s. w. in Krankheiten des Kopfes, Abrotanum, Spargel, Fenchel, Meisterwurz in den Krankheiten des Haupthaares; Schlehenblüte, Massliebchen, Anemone, Sonnenthau, Rosen in den Krankheiten der Augen, besonders aber Euphrasia, weil ihre Blüte die Form der Augen hat; Aconit, Osterluzei, Majoran, Thymian und andere haben die Zeichen der Ohren; Sauerampfer, Zweiblatt, Natterwurz, Epheu und andere die Zeichen der Zunge, des Zäpfchens und der inneren Teile des Halses. Die Siderika hilft gegen Vergiftung, weil sie auf ihren Blättern das Bildnis einer Schlange trägt."

Aber das soeben angezogene Beispiel gewinnt nicht bloß dadurch an Interesse, daß es uns zeigt, mit welchem kindlichen Leichtsinn sich das Volk Heilmittel zu verschaffen versucht, sondern noch in anderer Hinsicht ist es von Wichtigkeit, ja sogar von maßgebendem Einfluß für die Beurteilung gewisser therapeutischer Vorkommnisse der Gegenwart. Während der Historiker nämlich gewöhnt ist, die Volksmedizin zwar in den Spuren der Berufsmedizin, aber nicht umgekehrt die Berufsmedizin in denen der Volksmedizin wandeln zu sehen, ist das Letztere doch in unserem Beispiel der Fall. Denn die Berufsmedizin hat schließlich diesen uralten Analogieschluß der Volksmedizin sich zu eigen gemacht, sich ihm mit Haut und Haar verschrieben. Das Merkwürdige dabei ist aber auch noch der Umstand, daß Derjenige, welcher hauptsächlich die Lehre von der Identität der therapeutischen Wirksamkeit der Pflanzen und ihres Aussehens

1) Schindler. Der Aberglaube des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Breslau 1858. Seite 177.

vertreten hat, Paracelsus war, d. h. also einer derjenigen Berufsärzte, welche das ärztliche Wissen ausschließlich auf die wirkliche und wahrhaftige, von allem Vorurteil und Autoritätsglauben befreite Naturerkenntnis gestellt wissen wollten. Wie aber Paracelsus in der von ihm versuchten Umgestaltung des medizinnaturwissenschaftlichen Erkenntnisprozesses kläglich gescheitert ist, so ist ihm dasselbe auch in seinem pharmakologischen System geschehen. Denn seine Lehre von der „Signatur" der Arzneimittel ist nichts wie eine Aufwärmung jenes uralten Analogieschlusses des Volkes, nach dem das Äußere eines Dinges einen sicheren Rückschluß auf die ihm innewohnenden heilkräftigen Fähigkeiten gestatten sollte. Die Wahrheit dieser unserer Behauptung wird ein Zitat aus Paracelsus sofort ergeben; derselbe[1]) sagt nämlich: „Ein Arztney, die da eingenommen wirt spiritualiter in ihrer essentia, so bald in sie Leib kumpt, so steht sie in ihrer Form. Zu gleichweiß wie ein Regenbogen im Himmel, ein Bild oder Form im Spiegel. Also, hatt sie ein Form der Füße, stehet sie in die Füß, hatt sie ein Form der Henden, so stehet sie in die Hende. Also mit dem Kopff, Rücken, Bauch, Hertz, Milz, Leber."

Wir sehen da also einen Berufsarzt, der sich die uralte Afterweisheit der Volksmedizin skrupellos aneignet und ihr sogar auch noch einen hervorragenden Platz in seinem Schulsystem zu verschaffen bestrebt ist.

Übrigens ist dieses Vorgehen des Paracelsus ganz darnach angetan, um einen guten Teil seiner Verdienste, die er sich durch die rücksichtslose Bekämpfung des entarteten Autoritätsglaubens um unsere Wissenschaft erworben hat, null und nichtig zu machen. Denn aus der Paracelsus'schen Lehre von der Signatur der Arzneimittel entwickelte sich schließlich, wenn auch nicht in direkter Abstammung, sondern auf Umwegen der homöopathische Grundsatz „similia similibus". Ob nun Hahnemann[2]) für dieses sein Prinzip die Anregung aus den Schriften des Paracelsus empfangen oder dasselbe aus sich selbst geschöpft haben mag, kann weiter nicht in Betracht kommen; denn an der Tatsache ist nichts zu ändern,

---

[1]) Paracelsus. Bücher und Schriften. Labyrinthus medicorum. Cap. 10. Band 2, Seite 233. Basel 1589.

[2]) Hahnemann. Organon der rationellen Heilkunde. Dresden und Leipzig 1829. § 17. Seite 115.

daß die Homöopathie eine logische Konsequenz der Lehre von den „Signaturen" und samt dieser dann wieder ein Sprößling eines uralten volkstümlichen Heilverfahrens ist.

Dieses enge Verwandtschaftsverhältnis, in welchem die Homöopathie zur Volksmedizin steht, ist leider noch viel zu wenig betont worden; man soll dasselbe aber doch nicht übersehen, selbst wenn auch nicht die geringste Hoffnung vorhanden ist, daß die modernen berufsärztlichen Vertreter der Homöopathie sich angesichts des genannten Verhältnisses nun eines Besseren besinnen werden.

§ 4. Die Volksmedizin geht von der Vorstellung aus, daß die funktionelle Tätigkeit eines Körpergliedes von einer Person auf eine andere übertragen werden könne. Die genannte Anschauung muß bis in die frühesten vorgeschichtlichen Zeiten unseres Geschlechtes zurückreichen. Denn auch heutzutage finden wir dieselbe bei wilden Stämmen; wiederholentlich haben uns Reisende erzählt, daß sie bei diesem oder jenem Naturvolk erlebt hätten, wie der Sieger das Herz des von ihm im Kampf erlegten Feindes verzehrt habe, in der sicheren Voraussetzung, mit dem Herzen nun auch die Kraft und den Mut des überwundenen Gegners sich einverleibt zu haben. Was wir hier vom Naturmenschen tun sahen, um seine Aussichten im Existenzringen möglichst günstig zu gestalten, das hat man dann auch zu therapeutischen Zwecken ausgeführt. Übrigens möchte ich glauben, daß für die kindliche naive Volksauffassung die Anschauung eigentlich ganz selbstverständlich war, daß ein krankes Körperglied durch das gesunde eines anderen Individuums wieder aufgefrischt werden könnte. Da nun aber für solche Zwecke menschliche Körperteile doch wohl nur in den allerseltensten Fällen zu Gebote gestanden haben werden, nahm man seine Zuflucht eben zu den Tieren. So kam es denn, daß man für die mannigfachsten Krankheiten oder Schwächezustände tierische Körperteile als Heilmittel verwendete. Dieser Zweig der Volksmedizin ist offenbar schon ein sehr alter, denn Plinius [1]) führt eine Reihe derartiger Behandlungsmethoden an, die er zweifellos aus dem Commentarium des Naturarztes Cato entnommen hat, und die Schriftsteller des Altertums berichten von solchen Dingen als wie von Erfahrungen, die aus Urzeiten

---

1) Plinius. Historia naturalis. Ed. Janus. Buch 28. Kap. 80. § 261. Seite 204. Band 4. Lipsiae 1859.

herstammen. So erzählt z. B. Plinius, daß man das geschlechtliche Vermögen wesentlich zu stärken vermöge, wenn man die Geschlechtsteile der geschwächten Person mit einem Eselspenis bestreiche, den man vorher einigemal in riechendes Öl getaucht haben müsse. Denselben Zweck könne man auch erreichen, wenn man die erschlafften Geschlechtsorgane mit dem Urin eines Stieres wasche, den derselbe nach einer kräftigen Bespringung gelassen habe.

Eines ganz besonderen Rufes als Aphrodisiacum scheint sich im Altertum aber der aus der Scheide einer Stute stammende Brunstschleim erfreut zu haben. Weil dieser „Hippomanes" genannte Stoff das Zeichen einer libido coitus sei, so werde er — so meinte man — auch beim Menschen die Lust nach geschlechtlichen Vergnügungen erhöhen und in erfreulichem Umfang vermehren. So nahm also Jeder, der eines solchen Mittels bedurfte, munter und unverzagt Hippomanes ein. Übrigens muß dieses Produkt der Pferdescheide nach den Schilderungen des Dichters[1]) ein bei allen Schichten der Bevölkerung gleich gekannter und gleich beliebter Stoff gewesen sein.

Bei solchen therapeutischen Voraussetzungen mußte man natürlich vor allem darauf bedacht sein, alle Tiere, welche sich durch ganz besondere Leistungen dieses oder jenes Körpergliedes vorteilhaft auszeichneten, für therapeutische Zwecke zu gewinnen. So war dies z. B. im Altertum mit der Schwalbe der Fall. Griechen wie Römer hatten nämlich diesen Segler der Lüfte nicht allein im Verdacht, so etwa das schärfstsehendste Tier zu sein, sondern sie hatten auch die wunderliche Vorstellung, daß die so überaus funktionskräftigen Augen dieses Vogels unzerstörbar seien. Verwunde sich eine Schwalbe durch Unglück eines ihrer Sehorgane, oder steche man ihnen dieselben versuchshalber aus, so wüchsen sie — wenigstens bei jungen Tieren — immer wieder. So berichtet Aristoteles.[2]) Auf Grund dieser Vorstellungen spielten nun die Schwalben in der volkstümlichen Behandlung kranker

---

[1]) Vergili Maronis Bucolica et Georgica. Rec. Ribbeck. Lipsiae 1899. Georg. Lib. III Vers 280 ff. Seite 21.

Vergili Aeneis. Ed. Ribbeck. Lipsiae 1904. Lib. IV Vers 515 Seite 187.

Juvenalis, Satirorum libri quinque. Rec. Hermann. Lipsiae 1900. Lib. VI Vers 133, Seite 31.

[2]) Aristoteles Tierkunde. Kritisch berichtigter Text mit deutscher Übersetzung, sachlicher und sprachlicher Erklärung und vollständigem Index. Herausgegeben von Aubert und Wimmer. Leipzig 1868. Lib. II. Kap. 17. § 84.

Augen während des ganzen Altertums bis tief in das Mittelalter hinein, eine große Rolle. Man röstete die Schwalbe, zerstieß sie auf das Feinste und verarbeitete das so gewonnene Pulver zu einer Salbe, und glaubte auf diese Weise nun ein Medikament gewonnen zu haben, welches das Sehvermögen auf das Beste stärke und erhalte. Auch das Blut der Schwalbe sollte für erkrankte Augen von wesentlicher Heilkraft sein. Besonders wurden von den antiken Volksärzten Augenverletzungen mit Schwalbenblut behandelt. Ja selbst Gegenstände, mit denen nach dem Volksglauben die Schwalbe des öfteren in Berührung kommen sollte galten als Augenheilmittel, so war dies z. B. mit dem Schöllkraut (Chelidonium) der Fall, von welchem die antike Fabel zu erzählen wußte, daß sich die Schwalben desselben bedienten, wenn sie kranke Augen hätten.

Schließlich setzten sich derartige phantastische Vorstellungen in dem Volksbewußtsein so fest, daß sich ihnen auch die Berufsmedizin endlich nicht mehr zu entziehen vermochte; und so berichtet uns denn Celsus[1]) allen Ernstes über die therapeutische Wichtigkeit der Schwalbe für das menschliche Auge. Auch in den späteren Zeiten des Altertums hören wir dann wiederholt solche Angaben, so z. B. im 4. (Sextus Placitus Papyrensis), im 7. Jahrhundert (Paulus von Aegina). Auch in sogenannten sympathetischen Augenkuren alter wie neuer Zeit spielt die scharfsehende Schwalbe keine kleine Rolle.

Ich meine nun, daß ganz gewiß eine Reihe der tierischen Volksmittel auf dem soeben skizzierten Weg Eingang in den Arzneischatz gefunden haben mögen; nur läßt sich dieser Vorgang nicht immer so klar legen, wie uns dies bei der Schwalbe, der brünstigen Stute, dem sprungbereiten Stier und dem geilen Esel gelungen ist. Und doch kann man für gewisse therapeutische Maßnahmen der Volksmedizin überhaupt erst dann auf ein erschöpfendes Verständnis rechnen, wenn man in der Lage ist, die Vorstellungen zu ermitteln, welche man in grauer Vorzeit von den funktionellen Wertigkeiten der therapeutisch benützten Tiere oder Tierorgane hatte. So gilt dies in ganz besonderem Umfang von der Blutbehandlung, welcher in der Volksmedizin aller Zeiten und aller Völker eine so hervorragende Stellung beschieden war. Denn der Gebrauch des Blutes zu heilkünstlerischen Zwecken galt in allen Perioden

1) Celsus. De medicina libri octo. Rec. Daremberg. Lipsiae 1859. Lib. VI. Kap. 6.

des Altertums wie des Mittelalters nicht allein dem Volk, sondern auch dem Berufsarzt als ein sehr wichtiger Faktor der Krankenbehandlung, und selbst auch die neuere und neue Zeit huldigt einer ähnlichen Anschauung, wenn auch in sehr beschränktem Umfang und von wesentlich anderen Gesichtspunkten aus.

Diese hervorragende Stellung in dem volkstümlichen Arzneischatz verdankt nun das Blut lediglich dem Umstand, daß man schon in den frühesten Zeiten die das Leben erhaltende Bedeutung des Blutes erkannt hatte. Schon der Urmensch in seiner primitivsten Form mußte unzählige Male auf der Jagd, wie im Streit die Beobachtung machen, daß mit dem fließenden Blut auch das Leben enteile, das Blut mithin ein für die Erhaltung des Lebens unentbehrlicher Saft sei. Es war das eben eine Beobachtung, die sich ohne weiteres einem Jeden aufdrängen mußte. Sobald man sich aber dieser Tatsache erst einmal bewußt geworden war, ergab sich die therapeutische Benützung des Blutes von selbst. Dieselbe Ideenverbindung, welche den Naturmenschen dem Feind das Herz aus der Brust reißen ließ, um es roh zu verschlingen, dieselbe führte auch zum heilkünstlerischen Gebrauch des Blutes. Die Erkenntnis, daß in dem Blut das Leben wohne, erweckte eben auch die Hoffnung, das schwindende Leben des Kranken durch die Darreichung von Blut kräftigen und in dem siechen Körper zurückhalten zu können. Das Blut, mochte es nun vom Tier oder vom Menschen stammen, sollte gleichsam neues Leben in den geschwächten Körper bringen, und so die Krankheit heilen. Diese Hoffnung, diese Voraussetzung allein führte das Blut in die Reihe der Volksmittel und machte es dann heimisch in dem Arzneischatz der Berufsmedizin. Und wenn das Volk noch heutzutage warmes Tierblut trinkt, so geht es von ähnlichen Anschauungen aus, wie der Naturmensch der vorhistorischen Zeit sie auch gehabt hatte; und etwas ähnliches tut selbst die moderne Medizin, wenn sie bestimmte Blutpräparate dem Kranken reicht. Nur daß die heutige Wissenschaft diesen Gebrauch aus einer wohl gefestigten physiologisch-chemischen Erkenntnis heraus verordnet und nicht mehr in der unklaren Hoffnung, welche die Volksmedizin seiner Zeit mit der Bluttherapie zu erfüllen gestrebt hatte.

Nur auf diese Weise ist es, unserer Anschauung nach, möglich, das Wesen und die Bedeutung der volkstümlichen Bluttherapie zu verstehen. Deshalb muß ich auch alle anderen diesbezüglichen

Erklärungsversuche ablehnen, besonders den von Höfler[1]), welcher in der Blutbehandlung ein Rudiment der kulturellen Menschenopfer erblicken will. Denn ich vermag durchaus nicht einzusehen, wie durch die Opferhandlung das Blut zum Heilmittel werden sollte. Ich könnte mir allenfalls vorstellen, daß man in dem durch die Opferzeremonie geheiligten Blut des Opfertieres methaphysisch geartete Heilpotenzen vermutet haben möge, warum nun aber auch das Blut sämtlicher anderer, nicht geopferten Lebewesen diese doch nur dem Opferblut zugedachte, geheimnisvolle Wirkung in der gleichen Weise besitzen sollte, ist doch eigentlich gar nicht einzusehen.

Selbst das naivste Volksgemüt konnte kaum auf die Vermutung kommen, daß das Blut aller Tiere eine Wirkung haben sollte, die man zunächst nur von dem Blut des Opfertieres erhoffte. Die logische Brücke zwischen diesen beiden Dingen fehlt eben vollständig, und könnte nur gewaltsam erzwungen werden. Für die Volksmedizin lag nun aber auch nicht die geringste Veranlassung zu einer solchen zwangsweisen Verkettung von Opfer und Blutbehandlung vor. Deshalb tut man gut, sich in dieser Frage nicht unnützer Weise Schwierigkeit zu schaffen, zumal die Erklärung der Bluttherapie für den Historiker, welcher die volkstümliche Verwertung tierischer Organe behufs heilkünstlicher Zwecke kennt, auch nicht die geringste Schwierigkeit hat.

So hat denn das Blut ursprünglich in seiner Eigenschaft als Lebensträger den Rang eines unentbehrlichen Volksmittels gewonnen. Die zahlreichen Variationen aber, in welcher die Blutbehandlung auftritt, sind später auf Grund der verschiedensten anderweitigen Vorstellungen hinzugekommen. So hat man das Blut der einzelnen Tierarten in seiner heilkräftigen Wirkung gar verschieden bewertet, je nach den Anschauungen, welche man sich über die Leistungsfähigkeit der betreffenden Tiere eben machte. Da sollte z. B. das Blut der schwindelfreien Gemse ein vorzügliches Mittel gegen Schwindel sein, während das Blut der scharfsehenden Schwalbe dem Volk als augenkräftigend galt und das Blut des kraftgewaltigen Stieres[2])

---

1) Höfler, Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. München 1893. Seite 9, Kap. I und Seite 165 Kap. XXXIII.

2) Übrigens galt im Altertum das warm getrunkene Stierblut für ein tötlich wirkendes Gift und soll als totbringendes Mittel Verbrechern gar nicht selten gereicht worden sein. So erzählt z. B. Herodot Herodotus. Historiae.

die gelähmten Glieder wieder mit lebendiger Kraft füllen sollte. Man sieht an diesen wenigen Beispielen immer wieder das nämliche Gesetz tätig: die körperliche Eigenschaft eines Tieres gilt als übertragbar durch Verzehren bestimmter Teile des betreffenden Lebewesens. Auch zeigen die angeführten Beispiele, auf wie schwachen Füßen die Höflersche Meinung, die Bluttherapie sei aus dem Kult hervorgegangen, steht. Denn was könnte wohl die Behandlung des Schwindels mit Gemsenblut, der Versuch, Lähmungen mit Stierblut zu heilen u. s. w. für einen Sinn haben, wenn die Darreichung des Blutes schlechthin nur aus religiösen Vorstellungen sich entwickelt hätte, wie dies Höfler lehrt?

Neben diesen, wenn ich so sagen darf, physiologischen Beweggründen der Volksbehandlung, haben noch gar zahlreiche andere Momente bei dem Ausbau der Bluttherapie sich betätigt. Ethische, soziale, religiöse Dinge sehen wir da als treibende Faktoren. So kommt z. B. die Anschauung, daß ein dem Liebesgenuß noch nicht verfallenes menschliches Wesen, männlichen wie weiblichen Geschlechtes, besondere Kräfte haben solle, auch bei der Darreichung des Blutes zum Ausdruck. So sollte, z. B. der arme Heinrich wie die Volkspoesie wollte, nur durch das Blut einer noch unberührten Jungfrau gesunden können, und auch dem Blute unschuldiger Kinder rühmte das Volk gleichfalls allerlei spezifische Eigenschaften nach. So wollte z. B. im Jahre 1492 so ein zauberkundiger Naturarzt den Papst Innocenz VIII. durch das Blut dreier unschuldiger Kinder von seinem Nervenleiden befreien, bei welcher Gelegenheit der Papst wie die unschuldigen Kindlein insgesamt das Leben verloren.

Auch allerlei unklare metaphysische Ansichten, welche man über dies und das hatte, griffen in die Bluttherapie ein. So sollte namentlich der Leib des zum Tode verurteilten Verbrechers, sowie die zur Exekution gebrauchten Gegenstände, allerlei geheimnisvolle Eigenschaften besitzen, welche die Magie mit Vorliebe benutzte. Aus dieser Seelenverbindung heraus belegte das Volk dann auch das bei der Enthauptung eines Verbrechers fließende Blut mit heilkräftigen Eigenschaften. Diese Meinung herrschte schon im Altertum; denn

---

Ed. Kallenberg Lipsiae 1899, Seite 237. Vol. I, Lib. III, Kap. 15, daß Kambyses den Psammenitus durch Stierblut vom Leben zum Tode gebracht habe. Auch von Themistokles wird erzählt, daß er sich durch Trinken von Ochsenblut den Tod gegeben habe.

Aretaeus Cappadox[1]), ein Arzt des 1. und 2. christlichen Jahrhunderts, erzählt, daß er selbst gesehen habe, wie Kranke und zwar vornehmlich Epileptiker, auf dem Richtplatz das Blut des enthaupteten Verbrechers in Schalen aufgefangen und getrunken hätten.

Da die Menstruation die Phantasie des Volkes allzeit gar gewaltig erregt hat und man allerlei mystische Dinge über diesen Vorgang fabelte, so ist es wohl natürlich, daß man auch das hierbei gewonnene Blut zu therapeutischen Zwecken verwendete. Und so kannte denn die Volksmedizin verschiedene Krankheitsformen, bei deren Behandlung die Produkte der Menstruation heilsame Dienste leisten sollten. Diese wunderbare Heilsubstanz ist übrigens schon seit langer Zeit ein Bestandteil der Volksmedizin und zwar scheint dieselbe sich des Schutzes heilbeflissener Frauen des öfteren in besonderem Umfange erfreut zu haben, wenigstens sollen nach Plinius[2]) römische Heilfrauen, so eine gewisse Laïs, Elephantis, Satira das Menstrualblut bei den mannigfachsten Krankheiten benutzt haben.

Ob übrigens das Volk unserer Tage die Blutbehandlung noch immer in dieser ekelhaften Form zur Anwendung bringen mag, kann ich nicht sagen; wohl weiß ich aber, daß der Volksglaube auch heut noch dem Menstrualblut allerlei wundersame und geheimnisvolle Kräfte zuschreibt, die dem Wissenden unter Umständen von großem Vorteil sein sollen.

Auch die von der Berufsmedizin ausgebaute Form der Blutbehandlung, wie Aderlaß und Schröpfen, hat die Volksmedizin mit allerlei mystischem Flitterwerk aufgeputzt und in den Kreis ihrer Tätigkeit einbezogen. Doch würde uns eine Betrachtung dieser Verhältnisse von unserem Thema viel zu weit ablenken und deshalb müssen wir uns mit einem Hinweis auf die neuesten einschlägigen Arbeiten von Urban[3]) genügen lassen.

So sehen wir denn, wie sich um den Gedanken, daß das Blut als Träger des Lebens auch der Träger mächtiger Heilkräfte

---

1) Aretäi Cappodocis quae supersunt Rec. Ermerius. Trajecti ad Rhenum 1847. De curatione diuturnorum morborum. Lib. I, Kap. IV Seite 251 u. 426.

2) Plinius. Naturalis historiae libri XXXVIII. Rec. Janus. Band IV. Lipsiae 1859. Buch 28, Kap. 23 Seite 170 ff.

3) Urban. Zur Geschichte des Aderlasses. Prager med. Wochenschrift XXX. No. 7—9. 1905.

Urban. Der Aderlass und die astrologia medica. Ärztliche Central-Zeitung. Wien 1904. XVI. No. 48.

sein müsse, allerlei ethische, religiöse, metaphysische, biologische, soziale Vorstellungen, in solcher Zahl und Üppigkeit ranken, daß es bisweilen wohl schwer fallen mag, den Ursprung, von welchem die volkstümliche Bluttherapie ausgegangen ist, zu ermitteln und man leicht auf Abwege geraten mag, wie dies Höfler (s. Seite 76 dieser Untersuchung) gegangen ist. Was aber für die Bluttherapie gilt, das gilt mutatis mutandis auch für zahlreiche andere Heilmittel und Heilgebräuche des Volkes. Deshalb hat Fossel[1]) auch sehr recht, wenn er sagt: „Schwer ergründlich bleiben Quellen und Wege der Volksmedizin". Aus diesem Grunde schien es mir denn auch wichtig, gerade einmal an einem so bemerkenswerten Heilverfahren, wie es die Blutbehandlung für die Volksmedizin doch nun einmal Jahrtausende lang gewesen ist und zum Teil noch ist, Ursprung und Ausbau genau zu untersuchen.

Übrigens waren es nicht immer gerade nur funktionelle Eigenschaften der Tiere resp. des Menschen, welche man auf den Kranken als Heilmittel zu übertragen suchte, sondern das Volk verfolgte unter Umständen denselben Zweck auch bei Pflanzen, ja selbst bei anorganischen Substanzen[2]). So legte man z. B. Blätter oder Holzteilchen des Epheu in Wunden, um die bemerkenswerte Lebenskraft dieses Gewächses dem betreffenden Kranken zu übermitteln.

In unmittelbarer Anlehnung an die soeben besprochene Vorstellung hat das Volk dann weiter gefolgert, daß

§ 5. Wie die Leistungsfähigkeit eines Körpergliedes übertragbar gedacht wurde, so sollten auch krankhafte wie krankmachende Einflüsse übertragen und so therapeutisch verwertet werden können. Vornehmlich glaubte das Volk, eine Krankheit vom Menschen auf das Tier überführen zu können; so trägt z. B. der Bauer unter Umständen heut noch eine in ein Schächtelchen eingesperrte Spinne auf der Brust, in

---

[1]) Fossel. Volksmedizin und medizinischer Aberglaube in Steiermark. Zweite Auflage. Graz 1886. Seite 5.

[2]) So wurde z. B. von den Alten ein „Galaktit" genannter Stein, wahrscheinlich eine Art Kreide oder Gips, fein zerrieben und mit Wasser zu einem Brei angerührt, den Ammen eingegeben, um dieselben möglichst milchreich zu machen. Dieses wunderliche Volksmittel verdankte seinen heilkräftigen Ruf offenbar nur der Ähnlichkeit, welche der mit Wasser angeriebene Galaktit mit der Milch zeigte. Man vergl. Fühner Lithotherapie. Berlin 1902. Seite 20 und 86 ff.

der Hoffnung, das Tierlein werde die krankmachenden Stoffe aus seinem, des Patienten Leib, herausziehen und seinem eigenen Körper einverleiben. Dieser Gedanke kehrt in unzähligen Variationen wieder, wie man sich leicht bei Marcellus Empiricus überzeugen kann. Bald war es das lebendige Tier in seiner ganzen Größe, bald nur einzelne seiner Teile, die man gleichsam wie ein Amulett trug.

Aber man sollte die Krankeit nicht bloß vom Leidenden auf einen anderen Gegenstand übertragen können, sondern umgekehrt sollte es auch möglich sein, auf einen gesunden Menschen eine Krankheit durch allerlei mystische Maßnahmen überzuführen. Allgemein bekannt ist ja der Glaube früherer Zeiten, daß man einen Menschen krank machen könne, wenn man ein plastisches Abbild desselben aus Wachs oder dergleichen herstellte und dasselbe durch Nadelstiche in diesem oder jenem Teil verletzte; der so getroffene Teil des Püppchens sollte dann dem beim Lebenden krank werdenden Körperteil entsprechen. Die Sage vom Allraunmännchen bewegt sich in dieser Vorstellung.

§ 6. Die Volksmedizin sucht die religiösen Anschauungen für die Krankenbehandlung zu benützen. Wie das gesamte menschliche Wissen ursprünglich aus dem Bund mit der Religion erwachsen ist[2]), so ist dies auch mit der Heilkunde der Fall gewesen. Als die Religion dann aber die Medizin aus ihren Banden entlassen hatte, da vermochte sich das Volk doch noch lange nicht aus den religiös gearteten Vorstellungen zu befreien, suchte dieselben vielmehr nach Möglichkeit sich zu erhalten. Darum sind denn auch die Beziehungen zwischen Volksmedizin und religiösem Bekenntnis, ganz gleich welcher Art dasselbe sein mag, uralt; sie stammen noch aus jener grauen Vorzeit, da man die Gottheit ohne weiteres für alle irdischen Vorkommnisse, also auch für die Entstehung der Erkrankung, verantwortlich gemacht hatte. Wenn aber die Krankheit aus dem Himmel stammte, von wem konnte das Volk da anders Hülfe in allen Leibesnöten erhoffen, als von den Bewohnern des Himmels? So mußte also dem damaligen Menschen vor allem daran liegen, sich die Zuneigung der Götter zu sichern und diese konnte nun auf verschiedene Weise gewonnen werden.

1) Marcellus. De Medicamentis. Ed. Helmreich. Lipsiae 1889.

2) Man vergl. Bousset. Das Wesen der Religion, dargestellt an ihrer Geschichte. 6. Tausend. Halle a. S. 1904. Seite 4.

Zunächst war es das natürlichste und nächstliegendste, in irgend einem Tempel direkt anzufragen, in welcher Weise wohl die therapeutische Anteilnahme eines Gottes gewonnen werden könnte. Eine Antwort auf derartige Fragen hielten aber die antiken Priester stets bereit und zwar auf Grund der verschiedensten Maßnahmen, mittels deren der heilkräftige Rat einer Gottheit gewonnen werden sollte. So war z. B. in der griechischen Welt der Tempelschlaf ein beliebtes Vorgehen, um die in einem speziellen Krankheitsfall erforderliche Behandlungsform direkt vom Himmel zu erfragen. Mit diesem Verfahren hat sowohl die heidnische, wie später sogar auch die christliche priesterliche Medizin dem Berufsarzt erhebliche Konkurrenz bereitet.

Neben dem Tempelschlaf hatte die antike Welt aber noch ein anderes, äußerst beliebtes Mittel, um die Krankenbehandlung den geübten Händen des Berufsarztes zu entziehen und sie vertrauensvoll der Gottheit zu überlassen. Das war das Orakel. Was in dieser Hinsicht der antike kranke Mensch alles sich gefallen lassen mußte, um ein Behandlungsverfahren zu gewinnen, das, bei Licht besehen, doch schließlich nichts andres war, als ein meist sinnloses Erzeugnis der Phantasie, das ist oft genug geradezu unglaublich. Erzählt doch z. B. die Sage, daß der kranke Herkules sich 3 Jahre als Sklave verkaufen lassen mußte, nur um gemäß eines Orakelspruches seines Leidens ledig zu werden.[1])

Außer Tempelschlaf und Orakel spielten nun aber in der heidnischen wie christlichen Volksmedizin die Opfergaben allezeit eine hervorragende Rolle. Wie man die Gunst eines Menschen am sichersten durch Geschenke und Versprechungen gewinnen mag, so vermeinte man dies auch bei den Göttern zu können. Denn für das naiv-kindliche Gemüt des Volkes ist ein Gott Geschenken genau ebenso zugänglich, wie der nach irdischem Besitz trachtende Mensch. Demgemäß konnte der Kranke am sichersten auf Befreiung von seinem Leiden rechnen, wenn er die Gnade der Götter durch Spenden sich zu erwerben wußte. So entstanden alle die verschiedenen Sühn- und Bittopfer, sowohl das, welches der um irdischen Besitz flehende Mensch darbrachte, als auch das des um Sieg bangenden Staates, wie schließlich auch das des Kranken lediglich aus der Hoffnung, sich durch die gebotene Gabe die Götter gnädig zu stimmen. Damit hatte denn die Volksmedizin ein, wie ihr dünkte, höchst wertvolles Glied ihrem

[1]) Apollodori bibliotheca. Recog. Hercher. Berlini 1874. Kap. 6. Seite 67 fl.

Behandlungsverfahren eingereiht und es handelte sich nur noch darum, die Wirksamkeit des heilungbringenden Opfers möglichst aussichtsreich zu gestalten. Das ließ sich am ehesten wohl aber in der Weise tun, daß man das Krankenopfer schon von Haus in einer ganz besonderen charakteristischen Form darbrachte, in einer Form, welche es ohne weiteres von allen anderen Bittopfern unterscheiden mußte. Denn bei einer solchen Beschaffenheit des Opfers wurden nicht bloß die dabei beteiligten Priester sofort auf den Zweck desselben hingewiesen, sondern — und das war ja schließlich doch wohl das Wichtigste — auch bei den Göttern konnte gar kein Mißverständnis mehr über die Wünsche des Gabenspenders obwalten. Diese, für das Kranken-, Sühn- wie Bittopfer charakteristische Form bestand nun darin, daß der um Heilung flehende Patient neben etwaigen sonstigen Gaben vornehmlich eine plastische Darstellung des erkrankten Körperteiles oder des Leidens, das ihn ergriffen hatte, in dem Heiligtum seines Gottes als fromme Gabe niederlegte.

Was zunächst das Sühnopfer anlangt, so pflegte dasselbe hauptsächlich bei dem Herrschen von Seuchen dargebracht zu werden. Denn so lange man ernsthaft glaubte, daß eine epidemisch auftretende Krankheit eine unmittelbare Schickung Gottes sei die Menschheit ob ihrer Sünde zu strafen, solange mußte man sich auch der Hoffnung hingeben, daß durch Sühnegeschenke es gelingen könne, den schrecklichen und vernichtenden göttlichen Zorn abzuwenden. So brachten die Römer[1]) Gastmähler, Tänze und musikalische Aufführungen den Göttern dar. Die Philister[2])

---

[1]) Livius. Römische Geschichte. Buch 5. Kap. 13. Buch 7. Kap. 2.

[2]) Das 1. Buch Samuelis. Kap. 6. Vers 4, 5, 11. Das Schuldopfer, welches die Philister dem über den Raub der Bundeslade zürnenden Jehova darbrachten, bestand in der goldenen Nachbildung des menschlichen Gesäßes; und zwar wurden 5 derartige wunderliche Bildwerke geopfert. Man wählte gerade das Sitz-Organ des menschlichen Körpers, weil die Philister an ihm allerlei krankhafte, epidemisch auftretende Veränderungen bemerkten, welche sie als ein unmittelbares Strafgericht des beleidigten Judengottes ansehen zu müssen glaubten. Welcher Art die seuchenartig auftretende Erkrankung der Philister-Gesäße gewesen sein möge, ist natürlich aus den kurzen Mitteilungen des Buches Samuelis nicht zu ersehen. Schließlich ist es aber auch wohl ganz gleichgültig, ob jene Philister-Erkrankung nur Hämorrhoiden gewesen sein mögen, wie einzelne übereifrige Historiker behaupten, oder Condylomata, wie wieder andere meinen. Wer sich übrigens für diese delikate Frage besonders interessiert, den verweise ich auf: Häser. Historisch-pathologische Untersuchungen. Dresden und Leipzig 1839. Seite 19. Anmerkung 1.

formten gar die bei Gelegenheit einer Seuche an gewissen geheimen Teilen ihrer Körper sich entwickelnden Veränderungen plastisch in Gold nach und brachten diese Goldgaben dem zürnenden Jehova zur Versöhnung dar.

Was sodann die Krankenbittopfer anlangt, so treten sie uns zu allen Zeiten der alten Kultur entgegen, so bei den Ägyptern, Griechen und Römern, und die Christen halten es bis heutzutage noch eben so. Überall da, wo das römisch- oder griechisch-katholische Christentum herrscht, bringt der Kranke auch gegenwärtig noch irgend einem Heiligen die Abbildung des leidenden Gliedes zum Opfer dar. Dieser Gebrauch ist in dem Heilbestreben des Volkes oft der wichtigste Teil, auf den man viel mehr Gewicht legt, als auf die Darreichung etwelcher Medikamente. Die Darbringung solcher Nachbildungen geschieht, wir sprechen jetzt von der Gegenwart, wie es dem Erkrankten gerade ansteht; entweder zieht bei Beginn des Leidens schon der Kranke frommen Sinnes ins Heiligtum und legt daselbst die Nachformung seines Leidens nieder; oder er gelobt zunächst nur, solches tun zu wollen, und läßt die Erfüllung erst nach eingetretener Genesung erfolgen. Ist das Kranksein aber ein so schweres, daß der Patient an dem eigenen Bittgang und der Darreichung des Opfergeschenkes verhindert ist, so wandert irgend einer seiner Anverwandten in das Heiligtum und bringt im Namen des Patienten die Gabe dar.

Das Material, aus dem solcherlei körperliche Nachbildungen hergestellt sind, ist ein gar mannigfaches: edle und unedle Metalle, Holz, Wachs, Ton, Papier u. dgm. bilden je nach der Lage des Hülfesuchenden, die Stoffe, aus denen der kranke Körperteil nachgebildet wird. Meist befleißigt sich der Erzeuger derartiger Produkte dabei einer möglichsten Schlichtheit und Natürlichkeit. Man stellt das gewünschte körperliche Organ ebenso gut oder so schlecht her, wie man es gerade vermag. Nur in einzelnen Fällen haben sich ganz merkwürdige Gebräuche eingenistet. So wird die Gebärmutter, wie sie kranke Frauen der Vorzeit gern opferten, und wie sie die heutige Frau aus dem Volk auch noch als Weihegabe in die Kapellen und Kirchen trägt, nicht in ihrer naturgemäßen oder wenigstens in einer ihr nahekommenden Form gebildet, sondern es hat sich hier, um mich eines kunstgemäßen Ausdrucks zu bedienen, eine Art von Stilisierung eingefunden. Man stellt nämlich — und das geschieht schon seit etwa 2 Jahrtausenden — die Gebärmutter als ein plumpes, vierbeiniges Kriechtier dar,

welches eine ausgesprochene Krötenähnlichkeit zeigt. Solche krötenartige Figuren kannte schon das römische Altertum[1]), und in den nordischen Ländern dürften bereits in sehr frühen Zeiten ähnliche Gebilde gefertigt worden sein, wie verschiedene Gräberfunde erwiesen haben[2]). Das hohe Alter dieser auffallenden plastischen Wiedergabe des Uterus erklärt sich wahrscheinlich aus den wunderbaren Anschauungen, welche man schon in den frühesten Zeiten des klassischen Altertums von dem Wesen der Gebärmutter hatte. Man hielt nämlich, wie sich ein Jeder aus der Lektüre griechischer und römischer Philosophen und Ärzte ganz leicht überzeugen mag, die Gebärmutter für ein wirkliches und wahrhaftiges lebendiges Tier, welches im Körper der Frau frei umherspazieren und durch seine Wanderungen all' die vielgestaltigen Frauenleiden, von den lokalen Erkrankungen des Uterus bis zu der erscheinungsreichen Hysterie, verursachen sollte. Diese wunderliche Vorstellung mag ja zum Teil vielleicht in dem geheimnisvollen Dunkel beruht haben, mit welchem damals noch der Vorgang der Zeugung umgeben war, zum größten Teil wurde sie aber wohl durch die Ortsveränderungen erzeugt, welche die Gebärmutter ja doch tatsächlich des öfteren zeigt. Die Vorfälle, Senkungen, Vor- und Rückwärtsbewegungen des Uterus[3]), machten auf den dem Wunderglauben noch so zugänglichen Sinn der Alten tatsächlich den Eindruck, als wenn die Gebärmutter über eine freie Beweglichkeit, und zwar eine Kriechbewegung, verfügen könne. Wenn man daher in jenen Zeiten eine plastische Nachbildung der Gebärmutter liefern wollte, so blieb gar nichts anderes übrig, als dem Kunstwerk die Gestalt eines lebendigen Kriechtieres zu geben. Und da nun die Gebärmutter ein plumper

---

1) Höfler. Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. Neue Ausgabe. München 1893. bringt auf Tafel I Figur B die Abbildung eines krötenähnlichen Tieres, das in der Oberpfalz bei Säubersdorf in dem Grabe einer römischen Provinzialin gefunden wurde. Es scheint sich hier um eine Art von Amulett zu handeln, welches gebärmutterkranke Frauen und vielleicht auch gesunde Frauen zum Schutze gegen Erkrankungen der Zeugungsorgane getragen haben dürften.

2) Andree. Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Braunschweig 1904. Seite 129 berichtet über die bisher in nordischen Ländern gemachten Funde krötenartiger Votivtiere.

3) Man kannte schon in der hippokratischen Zeit nicht allein die Lageveränderungen des Uterus sehr genau, sondern man verstand es auch bereits durch Abtasten des Unterleibes und durch vaginale Untersuchung Stellung und Lage der Gebärmutter genau nachzuweisen. Man vergl. dazu Hippokrates. Oeuvres. Par Littré. Band VIII. Des maladies des femmes. p. 11 ff. Paris 1853.

Fig. 1.



Fig. 3.

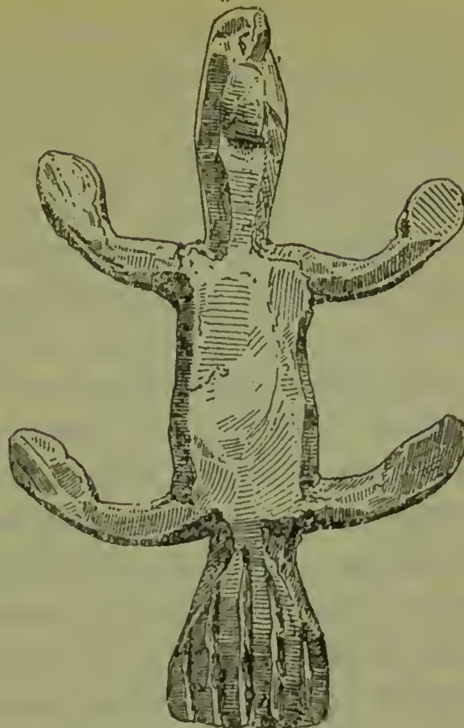


Fig. 2.

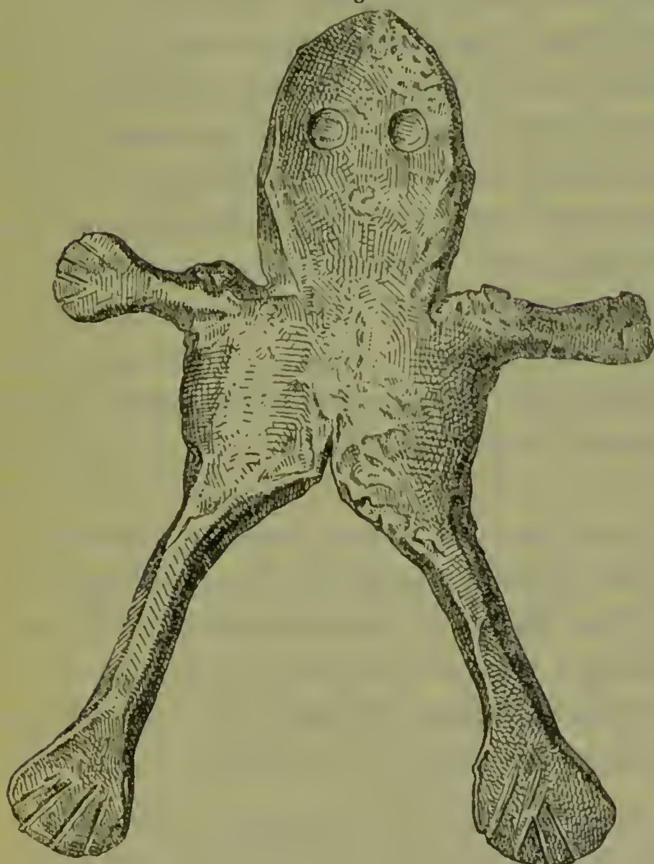


Fig. 4.



Fig. 1. Opferkröte aus Eisenblech. Ganacker in Niederbayern. $^2/_3$ natürl. Größe. — Fig. 2. Opferkröte (Frosch) aus Schmiedeisen. S. Leonhard im Lavanttale. $^6/_{10}$ natürl. Größe — Fig. 3. Schmiedeiserne Opferkröte (aus Aigen?). Germanisches Museum, Nürnberg $^6/_{10}$ natürl. Größe. — Fig. 4. Eiserne Opferkröte. Ganacker. $^6/_{10}$ natürl. Größe.

Die Abbildungen stammen aus dem großen Werke von Andree. Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Braunschweig 1904. Tafel XXII.

Für Überlassung der reproduzierten Figuren sage ich sowohl Herrn Dr. Andree wie der Verlags-Buchhandlung Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig hiermit meinen verbindlichsten Dank.

Körper ist, dessen Anhänge als die Vermittler der kriechenden Bewegungen aufgefaßt wurden, so lag es sehr nahe, das lebendige tierische Wesen derselben durch die Gestalt eines plumpen Kriechtieres wiederzugeben. Daß diese, aus der phantastischen Wertschätzung des Uterus hervorgegangene Nachbildung schließlich eine gewisse Ähnlichkeit mit einem wirklich existierenden Kriechtier, nämlich mit der Kröte, erlangte, darf nun aber nicht etwa als etwas von den alten wie modernen Künstlern Bezwecktes und Gewolltes aufgefaßt werden. Diese Ähnlichkeit beruht ausschließlich auf der Tatsache, daß das wundersame, märchenhafte Bild, welches man sich im Lauf der Zeiten von dem Sein der weiblichen Zeugungsstätte gemacht hatte, in gewissen Zügen eben an das der Kröte erinnerte. Und diese Krötenähnlichkeit trat nun mehr oder minder deutlich in Erscheinung, je nachdem die Phantasie des darstellenden Künstlers die Gebärmutter vornehmlich mit diesen oder mit jenen tierischen Eigenschaften ausstattete. Ein mit nicht gerade lebhafter Einbildungskraft versehener Modelleur fertigte sehr einfach ein plumpes Ding mit vier kurzen Kriechbeinen, das auf diese Weise an die Gestalt der Kröte erinnern mußte. Vergl. Figur 1, Seite 85. Hatte der Künstler dagegen eine rege Phantasie, vielleicht gar mit etwas Schönheitssinn gepaart, so fühlte er sich durch solch' eine plumpe, ungeschickte Darstellung des Gebärmuttertieres nicht befriedigt, sondern stattete sein Werk mit allerlei Zügen aus, welche natürlich samt und sonders nicht etwa der Wirklichkeit, sondern nur seiner freien Ausgestaltungskraft angehörten. So entstanden dann Darstellungen des Gebärmuttertiers, welche an Eidechsen, Krokodile, Schildkröten, Frösche, und allerlei derartige Wesen erinnerten (Figur 2, 3, 4, Seite 85). In verschiedenen katholischen Kirchen und Kapellen unseres Vaterlandes kann man so geartete Gebärmuttertiere sehen.[1])

Hätte man sich von Haus aus auf diesen unsern Standpunkt gestellt und gemeint, daß der Künstler lediglich das Gebärmuttertier, wie es seine Phantasie ihm zeigte, in den sogenannten Krötenvotivgaben habe zur Darstellung bringen wollen, im übrigen aber gar nicht daran gedacht habe, uns eine wirklich und wahrhaftige Kröte bilden zu wollen, so wären die vielen gelehrten

[1]) Andree. Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Braunschweig 1904 bringt auf Tafel XXII in den Figuren 84, 89, 92 Abbildungen solcher Gebärmuttertiere, welche viel mehr Ähnlichkeit mit allerlei anderen Amphibien als wie gerade mit der Kröte haben.

Betrachtungen dieses Gegenstandes völlig unnötig gewesen. Wie so oft, so ist auch in diesem unserm Falle hier die falsche Fragestellung die Veranlassung zu zahlreichen, schließlich resultatlos verlaufenden Untersuchungen gewesen. Man durfte nämlich nicht fragen, wie die meisten Gelehrten dies leider getan haben: „Warum hat man das Gebärmuttertier als Kröte gebildet?“ sondern vielmehr: „Warum hat die Darstellung des Gebärmuttertieres unter anderen Ähnlichkeiten auch öfters die mit einer Kröte?“ Nur in dieser letzteren Form ist die Frage gestattet und ergibt, wie unsere Darstellung erwiesen hat, auch ein erschöpfendes Resultat; aber niemals in der ersten, bisher gewählten Form. Denn es ist keinem der Darsteller der unzähligen Gebärmuttertiere je eingefallen, nun gerade möglichst getreu eine Kröte bilden zu wollen, vielmehr konnte es nur seine Absicht sein, die Identität der Gebärmutter mit einem langsam kriechenden Tier plastisch zum Ausdrucke zu bringen. Und indem er dies tat, gewann sein Werk unvermutet und unbeabsichtigt eine mehr oder minder große Ähnlichkeit mit dem Bilde der Kröte.

Ich habe mich bei der Betrachtung dieses Gegenstandes etwas länger aufgehalten, weil er ja doch nun an und für sich schon ein kulturgeschichtlich hochinteressanter Gegenstand ist, und dann war ich auch bestrebt zu zeigen, in welch' bedeutendem Umfang unter Umständen gerade medizin-geschichtliche Untersuchungen berufen sind, kulturgeschichtliche Probleme zu lösen.

Aber außer den bildlichen Darstellungen der kranken Glieder brachte das gläubige Volk auch noch allerlei andere Dinge als Opfergabe dar. So können wir in manchen Kirchen ungezählte Krücken sehen, welche der geheilte Kranke dankbar am Altar niedergelegt hat; Andree hat derartige Dinge in vielen deutschen Kapellen gesehen, und ich habe in dem bei Algier belegenen Dom der Notre Dame d'Afrique zahlreiche Stelzen und Krücken um den Hauptaltar gruppiert gefunden.

Eine ganz besonders eigenartige Votivgabe entdeckte ich aber in einem griechischen Kloster auf der Insel Prinkipo, einer der bei Konstantinopel belegenen Prinzen-Inseln. Dort liegen nämlich unter unzähligen silbernen Händen, Füßen, Augen u. dergl. m. auch silberne Schellen in beträchtlicher Menge. Auf meine erstaunte Frage, was denn wohl diese Glocken mit dem Kranksein zu tun haben könnten, gab mir ein alter Mönch folgenden Aufschluß. Derlei silberne Schellen, so erzählte er, tragen die Kranken in Ketten um den Hals gehängt, in der Hoffnung, durch den Klang

des tönenden Erzes den Krankendämon zu verscheuchen und damit des Leidens ledig zu werden. Sei dieser Zweck erfüllt, so bringe dann der glücklich Geheilte fröhlich seine Glöcklein dem heiligen Georg zum Opfer dar.

Übrigens ist dieses Geschichtchen auch ein sprechender Beleg dafür, wie tief die Wurzeln der Volksmedizin in den Kulturschutt der Jahrtausende hinabsteigen, denn der Krankendämon, der durch Geräusche oder irgendwelche sonstige Manipulationen vertrieben werden soll, ist bereits ein Erzeugnis der babylonischen Kultur.

Neben den in der Form der erkrankten Glieder dargebrachten Opfergaben bediente sich die Volksmedizin aller Zeiten nun auch des Gebetes. Man wendete sich betend an diesen oder jenen Gott, zu dem man gerade besonderes Vertrauen hatte oder der aus irgend welchen sonstigen Gründen für den betreffenden Fall vornehmlich geeignet erschien. In der christlichen Zeit traten an Stelle der Götter dann die Heiligen. Heidnische Götter wie christliche Heilige erlangten auf diese Weise in der Volksanschauung die mannigfachsten medizinischen Qualitäten. So geschah es denn, daß, wie sich die Berufsärzte die verschiedenen Spezialfächer erwählten, so auch die Götter in die Stellung spezialistischer Nothelfer einrückten. Die verschiedenen Menschen-, ja sogar die Tierkrankheiten hatten im Olymp wie im christlichen Himmel ihre Sondervertreter, an welche in den betreffenden Fällen das Gebet zu richten war. Gerade dieser, wenn man anders so sagen darf, himmlische Zweig der Volksmedizin fand schon in den frühesten Zeiten eine besondere Ausbildung. Vornehmlich waren die berufenen Vertreter der verschiedenen religiösen Bekenntnisse, d. h. also die Priester, darauf bedacht, die Gebete in feste, ein für alle mal geltende Formen zu bringen. Der Kranke brauchte dann bloß die Abschrift eines solchen Gebetes käuflich zu erstehen, um damit schon auf dem besten Wege zur Heilung sich zu befinden. Das Texteswort nun, welches die Priesterschaft dem Krankengebet gegeben hatte, erlangte nach und nach schließlich eine für den Erfolg allein Ausschlag gebende Bedeutung. Man erachtete das Wort, die offizielle Formel für wertvoller, als wie den Gebetsinhalt selbst und glaubte, wenn man solch ein heiliges Wort bei sich trüge, gegen alle Krankheit geschützt zu sein. So entstanden die Amulette und sonstigen mysteriösen Dinge, welche das Volk auch heutzutage noch allerorten als Hilfs- und Schutzmittel gegen Erkrankungen trägt. Dabei ist die für das allgemeine Interesse höchst auffallende

Tatsache zu beobachten, daß zahlreiche dieser von der Priesterschaft in bestimmte Formen gebrachte Gebete und Segenssprüche in den verschiedenen Religionen eine deutliche Verwandtschaft zeigen. So hat Grimm[1]) nachgewiesen, daß gewisse heilige Heilformen des Christentums aus analogen heidnischen Segenssprüchen hervorgegangen sind. Die Verwendung des heilenden Gebetwortes geschah hiernach also von den Bekennern heidnischer Religionen genau so, wie sie von den Gläubigen des Christengottes auch heut noch gehandhabt wird. Ja letztere trieben die Wertschätzung der Form sogar schließlich so weit, daß dieselben die unbedingte Hauptsache wurde, ja allein schon die Heilung verbürgte.

Fig. 5.



Auch dieses Bild ist aus dem vortrefflichen Werk von Andree. Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Braunschweig 1904. Seite 21.

Von dieser Vorstellung beherrscht, kam man dann am Ende sogar so weit, in der Form das heilende Prinzip selbst zu suchen, die Form als das Heilmittel anzusprechen. So fertigte man z. B. anstatt der langatmigen Gebete kleine Heiligenbilder an, welche in Krankheitsfällen von dem Patienten einfach verschluckt wurden. In Figur 5 reproduziere ich solche kleine Heiligenbilder, wie sie jetzt noch in Mariazell in Steiermark verkauft werden. Man ersteht beim ersten Ankauf gleich eine Menge solcher kleiner Bildchen, welche mit Briefmarken die größte Ähnlichkeit haben. Bei Bedarf reißt man dann von dem erhandelten Vorrat 1, 2, 3 oder mehr ab, je nach der Schwere des Falles und verschluckt dieselben. Das ist wohl aber doch eines der stärksten Stücklein, welche die mit dem Himmel arbeitende Volksmedizin geleistet hat. Daß man durch Anrufung der Heiligen, durch Gebete und Beschwörungen eine Krankheit besser als mit irdischen Mitteln behandeln zu können meint, ist ja allerdings auch schon eine ganz tüchtige Leistung; aber daß man die Heiligen schließlich, wenn auch nur im Bilde, zum Heilmittel selbst macht und sie verspeist, das ist

[1]) Grimm. Über Marcellus Burdigalensis. Kleinere Schriften. Abhandlungen über Mythologie und Sittenkunde. Berlin 1865. Seite 115.

denn doch eine Kraftleistung der mit Aberglauben und Mystizismus arbeitenden Volksmedizin allerersten Ranges. Man könnte über derartige Dinge lachen, wenn sie nicht ein gar so betrübendes Licht auf die finstere Nacht würfen, die zur Zeit noch in leider gar so vielen Köpfen herrscht. Übrigens ist unter Umständen das Verspeisen eines Heiligen, wenn auch nicht gleich des ganzen heiligen Leibes, so doch wenigstens einiger Teilchen desselben sogar in Wirklichkeit geschehen. Hat man doch winzige Bruchstückchen heiliger Knochen als wirksamste Heilmittel den Kranken gereicht. Wohl zerpulvert sollten sie eine Medizin bilden, die wertvoller wie die gesamte lateinische Küche der Berufsmedizin wäre. Da nun aber Knochen und sonstige leibliche Überreste von Heiligen immerhin Dinge sind, über die die Volksmedizin doch nicht nach freiem Belieben schalten kann, dieselben vielmehr meist recht schwer erhältlich sind, so hat man schon bei Zeiten Dinge zu finden getrachtet, welche, ohne gerade aus dem heiligen Leibe selbst zu stammen, doch zu denselben in körperlichen Beziehungen stünden und deshalb die heilende Kraft der heiligen Reste selbst in sich trügen. Aus diesem Reliquienkultus hat sich nun eine Art von Volksmedizin entwickelt, welche mit den sonderbarsten Dingen ihre Behandlung durchführte. Staub und Moos von den Grabsteinen heiliger Personen, Öl aus den Lampen heiliger Gräber, Wachs, welches von Kerzen tropfte, die da auf den Altären der Heiligen geleuchtet hatten u. dergl. m. waren Dinge, welchen das Volk des Mittelalters die größten und bedeutsamsten medizinischen Fähigkeiten zutraute. In welcher Hochachtung derartige Mittel aber standen, wird man aus den folgenden Worten des Gregor von Tours[1]) ersehen. Derselbe äußert sich nämlich über die aus dem Grabsteinstaub heiliger Männer hergestellten Pulver und Tränklein wie folgt: „O unbeschreibliche Mixtur, unaussprechliche Spezerei, Gegengift über alles Lob erhaben. Himmlisches Abführmittel, wenn ich mich des Ausdruckes bedienen darf, das alle ärztlichen Rezepte in den Schatten stellt, jedes Aroma an süßem Duft übertrifft und stärker ist, als alle Essenzen, das den Unterleib reinigt wie Scammoniensaft, die Lunge wie Ysop und den Kopf wie Betramswurz, aber eben nicht allein die siechen Glieder herstellt, sondern, was viel mehr wert ist, die Flecken vom Gewissen wäscht.“ (Man vergl. auch Seite 25 dieser Arbeit.)

---

1) Gregorii Turonici historiae Francorum libri decem. Paris 1561.

Wenn nun aber Jemand, der ein Repräsentant der Bildung seiner Zeit ist, wie dies doch Gregor zweifellos gewesen ist, ein solches Urteil über die himmlischen Arzneimittel der Volksmedizin fällt, wie mag das Urteil der bildungslosen Menge da erst gelautet haben! Ihr galt der Heilige mit seinen Reliquien als verläßlichster Heilkünstler, dem man viel viel mehr vertrauen dürfe und solle, als wie dem Berufsarzt.

Aber noch in manchen anderen Beziehungen haben die Anschauungen der verschiedenen Religionen auf die Ausgestaltung der Volksmedizin bestimmend eingewirkt. Doch würde ein Eingehen auf diese interessante Materie uns viel zu weit führen, da derartige Beziehungen für die einzelnen Religionsformen in ungemein großer Menge nachweisbar sind. So haben z. B. alle Bekenntnisse gewisse heilige Tage, welche nicht bloß für das Seelenheil, sondern auch für das körperliche Wohlbefinden von der größten Bedeutung sind, und deshalb vom Volk zur Vornahme von Heilversuchen als vornehmlich geeignet erachtet werden; in unserer christlichen Religion erfreuen sich der Charfreitag, der Ostermorgen, die Weihnachtsnacht u. a. m. eines solchen Rufes.

Auch heilige, für den Ausfall einer Krankenbehandlung wichtige Zeichen kennt die Volksmedizin; so ist z. B. für die Christenheit das Kreuzeszeichen solch eine wirkungsvolle Form. Das Schlagen des Kreuzes bei Vornahme gewisser sympathetischer Kuren, bei Beginn irgend einer chirurgischen Maßnahme, beim Einsammeln heilkräftiger Pflanzen u. dergl. m. übt die Volksmedizin noch heutigen Tages. Und derartige heilige Zeichen besitzt die Volksmedizin aller Länder und Nationen in genügender Zahl.

Das bisher Gesagte gibt nun aber ein so deutliches Bild von den Leistungen, welche die Volksmedizin unter Leitung der Religion zu Tage gefördert hat, daß wir uns mit dem Vorgebrachten bescheiden können. Denn auch eine Häufung der Beispiele würde an unsrer Überzeugung nichts mehr zu ändern vermögen, daß die Verbindung mit der Religion für die Volksmedizin sehr unglückliche Folgen gehabt hat. Es ist ihr hierbei gegangen, wie es der Berufsmedizin auch gegangen ist, welche durch ihr allzu enges Bündnis mit dem Christentum ja gleichfalls schwer gelitten hat.

Deshalb ist jene Periode des Mittelalters, in welcher der Reliquienkultus vornehmlich geblüht hat, nicht allein für die volkstümliche Medizin eine der betrübendsten gewesen, sondern sie ist auch für den, die volkstümliche Krankenbehandlung untersuchenden

Historiker eine der unfruchtbarsten. Da gibt es keine interessanten kultur-historischen Probleme zu lösen, welche belehrende Einblicke in das Leben und Denken verstorbener Geschlechter eröffnen. Nichts wie Irrungen und immer wieder Irrungen treten uns in dieser Zeit entgegen, Irrungen, welche um so betrübender sind, weil sie die Lehren unseres erhabenen Religionsstifters entstellen und statt Segen Unsegen, statt Glauben Aberglauben, statt Aufklärung geistige Umnachtung, statt Milde und Duldsamkeit Strenge und Grausamkeit über die kranke Menschheit gebracht haben.

Gewiß hat ja der nichtreligiöse Aberglauben der Volksmedizin auch gar arg mitgespielt und tut dies selbst in unsern Tagen noch, aber (man vergl. den folgenden § 7) keine Form des Aberglaubens ist so unerträglich, als wie die religiöse. Denn sie verzerrt und entwürdigt das, was der Menschheit das Beseeligendste sein soll, den Glauben.

Hat hiernach nun also die Religion gewiß sehr schwer und oft an dem medizinischen Denken des Volkes wie des Berufsarztes gesündigt, so darf man sie doch nicht allzu sehr verdächtigen, und sie keineswegs für den größten Teil der volkstümlichen Heilformen so ohne weiteres in Anspruch nehmen, wie dies Höfler[1]) und neuerdings wieder Jühling[2]) tun. Denn mit der Annahme, daß die aus dem Tierreich stammenden volkstümlichen Mittel als uralte Kultreste, gleichsam als Ersatz der Opfer angesehen werden müßten, darf man doch nicht so schnell bei der Hand sein, wie dies die genannten beiden Autoren in der Tat sind. Man darf zunächst nicht vergessen, daß derartige Voraussetzungen ganz willkürliche und durch nichts wirklich bewiesen sind. Denn die aus dem Tierreich stammenden Heilmittel verdanken ihre Aufnahme in den volkstümlichen Arzneischatz, genau so wie die pflanzlichen Stoffe, entweder der tatsächlichen Erfahrung oder allerlei sonstigen Dingen, wie schiefer und oberflächlicher Beobachtung, ungerechtfertigten Analogien, zu weit getriebenem Symbolismus u. s. w. Ich habe dies an dem Beispiel der Bluttherapie bereits auf Seite 75 ff erörtert. Und dann ist mit der Zurückführung der Heilformen und Mittel auf Kultreste für unser Verständnis so gut wie nichts geschehen. Denn wie man z. B. die uralten Volksmittel die Galle, den Speichel,

---

1) Höfler. Volksmedizin und Aberglauben in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. Neue Ausgabe. München 1894.

2) Jühling. Die Tiere in der deutschen Volksmedizin alter und neuer Zeit. Mittweida 1900. Vornehmlich brauchbar ist in diesem Werke das umfangreiche Quellenverzeichnis.

den Kot der Tiere mit Kultresten in Zusammenhang bringen will, ist mir, sowie wohl den meisten medizinischen Historikern völlig unverständlich; man lasse also das Zurückgreifen auf die Kultreste endlich einmal bei Seite und schaue sich dafür lieber mit offenen Augen in medizinischer wie kultureller Geschichte um.

§ 7. Das Volk sucht durch symbolische Handlungen Heilungen herbeizuführen. Hatten wir schon in § 4 Seite 75 bei der Bluttherapie Gelegenheit es recht schwer gefunden, alle die Vorstellungen klarzulegen, welche bei der Entwickelung dieses oder jenes volkstümlichen Arzneimittels tätig gewesen sind, so wachsen die Schwierigkeiten doch noch ganz bedeutend, sobald es sich darum handelt, gewisse symbolische Heilgebräuche — meist vom Volke als sympathetische Kuren bezeichnet — in ihrer Bedeutung zu erklären. Für manche derselben liegt ja allerdings das genetische Verständnis ziemlich deutlich zu Tage; aber bei andern wieder ist Entstehung wie Ausbau mit so vielen Rätseln umgeben, daß ein erschöpfender Einblick in ihre Wesenheit zur Zeit noch unmöglich ist. Denn gerade zu der Aufklärung der geheimnisvollen Gebräuche, unter denen so viele sympathetische Kuren vollzogen werden müssen, gehören vielfach sehr eingehende und mannigfache Kenntnisse aller möglichen Verhältnisse; Kenntnisse, über welche wohl Kulturhistoriker, Geschichtsforscher oder Philosophen, aber nur selten Ärzte, zu verfügen in der Lage sind. Welche Gelehrsamkeit aufgeboten werden muß, um die alten sympathetischen Heilformeln zu enträtseln und in ihrer Bedeutung klar zu stellen, beweisen z. B. die ausgezeichneten, einschlägigen Veröffentlichungen von Grimm[1]). Wir werden deshalb in den folgenden Erörterungen zwar manchem Probleme begegnen, das der Lösung spottet, dafür werden wir aber auch wieder Fragen finden, für die es, trotz aller Schwierigkeiten, doch gelungen ist, eine befriedigende Erklärung zu finden.

Bevor wir nun aber an die Betrachtung der einzelnen symbolischen Heilgebräuche selbst herantreten, müssen wir zuvörderst auf die mannigfachen Beziehungen hinweisen, welche zwischen den Heilgebräuchen der verschiedenen Völker und Länder herrschen. Besonders bemerkenswert will uns hier die Erscheinung dünken, daß die

[1]) Grimm. Über Marcellus. Burdigalensis. Abhandlungen der Kgl. Akademie der Wissenschaften. Berlin 1849. Über denselben Gegenstand: Grimm. Kleinere Schriften. Berlin 1865. Band II, Seite 114 ff. und Grimm. Deutsche Mythologie. IV. Auflage. Besorgt durch E. H. Meyer. Gütersloh 1875/78. Band II, Seite 1195 und Band III, Seite 492 ff.

gleichen oder doch wenigstens verwandten Heilgebräuche zu den verschiedensten Zeiten und bei den mannigfachsten Kulturnationen immer in der gleichen Form wiederkehren. Sie mögen dabei wohl vielleicht diese oder jene, in der Lokalität gegebenen Eigenartigkeiten zeigen, aber ihr Grundgedanke ist doch derselbe. Diese Erscheinung ist nun aber doch eine so auffallende, daß sie eingehendere Untersuchung unbedingt beanspruchen darf und das um so mehr, weil die betreffende Tatsache nicht bloß für die Volksmedizin gilt, sondern in zahlreichen anderen Gebieten des menschlichen Wissens und Könnens auch zur Beobachtung gelangt. Denn in gar vielen Wissenszweigen finden wir eine ganz auffällige Übereinstimmung gewisser Anschauungen wie praktischer Maßnahmen und das bei Völkern, welche durch Abstammung, wie Vaterland weit von einander getrennt sind. Es ist deshalb die Frage nach den Gründen dieser Erscheinung ein Problem des vielseitigsten Interesses.

Die Gründe, welche die in Rede stehende Tatsache bedingen, sind nun recht zahlreiche, wie die folgende Untersuchung alsbald lehren wird.

Zunächst gibt es Ideen, Gedankenverbindungen, welche in ihrem Inhalt wie in ihrem Aufbau so allgemeiner Natur sind, daß sie eben als ein Gemeingut der gesamten Menschheit zu gelten haben. Solche Gedankenassoziationen lassen wohl einzelne in der Lokalität gegebene Abänderungen zu, aber stets nur in beschränktem Umfang. Der Kern, der Inhalt der Idee bleibt allerorten und zu allen Zeiten immer der nämliche, weil er nichts mit der Nationalität zu schaffen hat, vielmehr in dem allgemeinen Begriff „Mensch" fest verankert liegt. Solche Gedanken werden zunächst durch die Gleichartigkeit der funktionellen Betätigung der Sinnesorgane erzeugt. Gewiß ist ja die Leistungsfähigkeit gerade der Sinnesorgane, je nach der Lebensweise der Völker, eine verschieden ausgebildete, aber das Wesen derselben bleibt unbeschadet ihrer lokalen Variationsmöglichkeit doch dasselbe. So üben die Farben gemäß ihrer Qualität auf die Auffassung der nordischen wie südländischen Völker zwar einen sehr verschiedenen Einfluß aus und werden dementsprechend symbolisch auch verschieden aufgefaßt, aber die Tatsache, daß die Farbe infolge des bedeutsamen Eindruckes, den sie auf das denkende Ich macht, — ich bediene mich absichtlich gerade dieses Ausdruckes und nicht der üblichen aber begrifflich unfaßbaren Worte „Geist"

oder „Seele" — unter allen Umständen nach einer symbolischen Verkörperung drängt, bleibt bei allen Nationen dieselbe. Bei allen Kultur- wie Naturvölkern findet sich deshalb gleichmäßig der Gedanke, die Farbe zum Ausdruck gewisser Stimmungen des bewußten Ichs zu machen. So bringt denn alles, was Mensch heißt, die Farbe mit den verschiedensten Stimmungen des Fühlens und Empfindens in Verbindung.

Das Gleiche ließe sich auch für die verschiedensten anderweitigen Tätigkeiten der Sinnesorgane wie z. B. das Ohr u. dgl. m. erweisen; doch müssen wir uns an dem Beispiel der Farben genügen lassen. Hinzufügen wollen wir nur, daß die teils im Bau der Sinnesorgane selbst, teils in der zerebralen Verarbeitung der Sinnesempfindung gelegenen Fehlerquellen bei allen Menschengeschlechtern eine ungemein große Ähnlichkeit aufweisen und deshalb die auf solchen Fehlerquellen beruhende Deutung der Wahrnehmung auch meist den gleichen Charakter zeigt. So haben z. B. das flüchtige Sehen, wie das unaufmerksame Hören in der Deutung der verschiedensten Naturerscheinungen mannigfache Irrtümer, zahlreiche abergläubische Vorstellungen sowie viele theurgische Schlüsse gezeitigt, welche bei den verschiedensten Völkern eine nicht zu verkennende Gleichheit resp. Ähnlichkeit zeigen. Die Gemeinsamkeit der Äußerungsform solcher Abirrungen der Sinneswahrnehmungen wird also hier wieder durch die Gleichheit des Funktionsablaufes im Norden und Süden, im Westen und Osten gegeben.

Neben diesen in der körperlichen Organisation des Menschen liegenden Ursachen für die besagte Gleichmäßigkeit der Gedanken und Anschauungen existieren nun aber noch andere. Zunächst fördern gewisse psychische Momente immer dieselben Ideenverbindungen unter allen Zonen zu Tage. Einzelne Beobachtungen und die daran sich knüpfenden Schlüsse liegen eben so nahe, daß sie von jedem Kopf gemacht resp. gezogen werden. Denn wie die Sinnesorgane, so haben auch die dem Ichbewußtsein mit allen seinen Konsequenzen dienenden zerebralen Teile eine gemeinsame Funktionsbreite. Wo aber eine solche auch immer ist, da müssen stets verwandte Anschauungen entstehen. So ist z. B. der Analogieschluß ein logisches Verfahren, dessen Benutzung zur Erklärung naturwissenschaftlicher Vorgänge für den Menschen aller Zonen allzeit die größte Bequemlichkeit geboten hat und noch bietet. Denn bei geringer geistiger Arbeit vermochte man mit diesem Schluß

noch immer die schwierigsten, in ihrer Wesenheit durchaus dunklen Naturerscheinungen schnell und scheinbar recht exakt zu erklären.

So gibt es also in der körperlichen wie geistigen Beanlagung unseres Geschlechtes eine Reihe von Dingen, die bei allen Nationen in der gleichen oder ähnlichen Weise wiederkehren und durch diese ihre Gleichartigkeit deshalb auch die gleichen Ergebnisse zeitigen müssen: nämlich eine auffallende Übereinstimmung gewisser Gedanken-Verbindungen, eine Übereinstimmung, welche einen ausschließlichen autochthonen Charakter deutlich zur Schau trägt.

Aber außer dieser Form der autochthon entwickelten Gleichheit der Gedanken, gibt es noch eine andere Art der Ideen-Gleichheit, welche nicht autochthoner Natur ist, vielmehr durch Wanderung entsteht. Hierbei wird irgend eine Ideengruppe von ihrem Ursprungsort durch verschiedene Umstände verschleppt und an andern Orten angesiedelt. So kann es kommen, daß dieselben Anschauungen bei den mannigfachsten Völkern heimisch werden, um schließlich Gemeingut der Menschheit überhaupt zu sein. Die Pfade, auf denen eine solche Gedankenwanderung sich bewegt, sind nun vielfacher Art.

Zunächst sind die großen Handelsstraßen, auf denen im Altertum wie im Mittelalter der Kaufmann seines Weges zog, die Pfade gewesen, auf denen auch die Gedanken von einem Volk zum andern gepilgert sind. Die damaligen Verkehrsverhältnisse brachten den reisenden Kaufmann zunächst in einen viel näheren Verkehr mit den Einwohnern der durchwanderten Länder, wie dies heut in der Zeit der Eisenbahnen der Fall ist; und die Länge der Reise sorgte dann dafür, daß dieser Verkehr sich schließlich zu einem sehr innigen ausgestaltete. Das gab aber Zeit und Gelegenheit genug, um Ideen zu tauschen, um über die heimischen Gebräuche zu berichten und die ausländischen Sitten kennen zu lernen. Diese kulturhistorische Bedeutung des Handels, von der übrigens auch bereits Plinius[1]) durchdrungen war, hat nun der Verbreitung der Volksheilmittel in weitestem Umfang gedient und zwar schleppte der Kaufmann nicht allein die Arzneistoffe selbst von Land zu Land, von Volk zu Volk, sondern er trug auch die Kenntnis der Heilgebräuche über die Erde.

Wie die Handelskarawanen, so haben auch große Feldzüge, vornehmlich im Altertum und Mittelalter gewirkt. Waren

1) Plinius. Naturalis historiae libri XXXVII. Rec. Janus. Lib. XII. Kap. 19 (42) pag. 222 ff. Vol. II Lipsiae 1856.

die die Völker trennenden politischen Momente durch die Waffen ausgeglichen, so zeigte es sich allemal, daß die gewaltigen Völkerkämpfe stets ein kulturhistorisches Band um die Streitenden geschlungen hatten. Ideen und Gebräuche waren mit den wandernden Heeresmassen von Land zu Land gezogen. So berichtet z. B. Plinius[1]), daß die Magie den gewaltigen Mengen asiatischer Krieger gefolgt sei, mit denen Xerxes Griechenland zu gewinnen trachtete. Im Gefolge des persischen Großkönigs soll sich nämlich sein Hof- und Leibmagier, Osthanes, befunden haben, welcher all' den Völkern, über welche die unermeßliche Heeressäule dahinbrauste, seine Kunst gelehrt habe.

Ähnlich haben die Feldzüge Alexander des Großen, ähnlich die Völkerwanderung, ähnlich die Kreuzzüge gewirkt. Da aber nicht bloß die vernünftigen Gedanken mit solchen Völkerbewegungen ihres Weges zogen, sondern auch viel geistiger Ballast mitgeschleppt wurde, so machten sich eben auch die mannigfachsten metaphysischen Heilgebräuche auf die Wanderschaft und siedelten sich an, soweit die Stürme des Krieges getobt hatten.

Schließlich mag wohl auch der Verkehr der Gelehrten unter einander selbst einen gewissen Austausch der Meinungen bewirkt haben, wenn ich auch dieses Moment nicht besonders hoch anschlagen möchte. Allerdings wissen wir ja, daß z. B. Pythagoras, Empedokles, Demokritus, Plato, Herodot u. a. auf die Wanderschaft gingen, um Sitten und Gebräuche, Wissen und Können anderer Völker an der Quelle zu studieren; aber derartige Ereignisse sind doch verhältnismäßig immer nur selten geschehen, und die Verpflanzung fremder Anschauungen durch eine einzelne Person kann deshalb wohl doch nur eine sehr beschränkte gewesen sein, wenigstens in den früheren Zeiten der Kultur. Denn so lange der Austausch geistiger Produkte nicht im weitesten Umfang geschehen konnte, so lange er vornehmlich auf das lebendige Wort angewiesen war und nicht in umfassender Weise durch die Schrift wirken konnte, so lange konnten die Gelehrten in dem Verkehr der Nationen eine nur bescheidene Rolle spielen.

Haben wir uns zunächst einmal über die Wege unterrichtet, auf denen die Kultur und mit ihr die medizinischen Anschauungen von Volk zu Volk gewandert sind, so werden wir nunmehr auch

---

[1]) Plinius. Naturalis historiae libri XXXVII. Rec. Janus. Lib. XXX. Kap. 1 (2) pag. 234. Vol. IV. Lipsiae 1859.

die Wesenheit der Heilgebräuche in vielen Stücken besser verstehen und da Klarheit schaffen können, wo bisher Dunkel geherrscht hat.

Nachdem wir in dem vorstehenden Abschnitt uns zunächst über die allgemeinen Momente unterrichtet haben, aus denen die symbolischen Heilgebräuche entstanden sein dürften, sehen wir uns nunmehr in der Lage, einzelne dieser Heilmaßnahmen auf ihre Wesenheit eingehend untersuchen zu können. Wenden wir uns also dieser Aufgabe zu und beginnen mit

Achtes Kapitel.

Binden und Lösen.

Bis in die frühesten Zeiten der Mythe reicht, wie Schindler[1]) sehr treffend bemerkt, die Vorstellung zurück, daß man durch gewisse geheimnisvolle Maßnahmen den Abbruch aller Naturerscheinungen, veranlassen, sowie das Geschehen sämtlicher irdischer Ereignisse überhaupt unterbrechen, zum Stehen bringen d. h. also festbinden und andrerseits auch auf geheimnisvollem Wege die zum Stehen gebannten wieder in Fluß setzen d. h. also lösen könne. Die Mittel, deren man sich hierbei bediente, waren gar mannigfache: Eigenartige Handlungen, mystische Zeremonien, geheimnisvolle Worte, Anrufung überirdischer Wesen u. dgl. m. waren so die gebräuchlichsten, mittelst deren man in das Tun der irdischen Geschehnisse bindend und lösend eingreifen zu können hoffte. Diejenigen Völker, welche dem Dämonenglauben huldigten, suchten mit ihren geheimnisvollen Gebräuchen in unmittelbarster Weise die Wirksamkeit des bösen Geistes zu binden, während andere wieder, wie etwa die Griechen,[2]) meinten, auch ohne den Dämonen das Handwerk zu legen, lediglich durch das gesprochene Wort den Ablauf gewisser Naturerscheinungen hindern zu können. So läßt Homer bereits in der Odyssee (XIX 457)[3]) das rinnende Blut des auf der Jagd verwundeten Jägers lediglich

---

1) Schindler. Der Aberglaube des Mittelalters. Breslau 1858. Kap. IV. Seite 117.

2) Lehmann. Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart. Stuttgart 1898. Seite 47.

3) Homer. Odyssea. Ed. Dindorf. Lipsiae 1904. Teil II. Seite 115. Vers 457.

durch eine geheimnisvolle Rede ἐπαοιδῇ zum stehen kommen. Übrigens gibt es fast kaum eine Krankheit, deren Verlauf das Volk nicht durch irgend eine geheimnisvolle Maßnahme unterbrechen zu können geglaubt hätte. Das war in den alten Zeiten so und in der Gegenwart ist es nicht besser. Aus all' den zahllosen mystischen Worten und Gebräuchen, mittelst deren das Volk in den Ablauf körperlicher Funktionen hemmend eingreifen zu können glaubte, wollen wir zunächst eine spezielle Art herausheben, welche mit der Entstehung der gesamten Vorstellung des Bannens überhaupt in engster Beziehung steht. Es ist dies das sogenannte „Nestelknüpfen“. Als Nestel- oder Senkelknüpfen bezeichnet auch heut noch das Volk die Schürzung eines Knoten in genau vorgeschriebener Weise, unter Aufsagung eines feststehenden Spruches, und bei Nennung des Namens einer bestimmten Person. Durch diese wunderbaren Manöver soll vornehmlich die Geschlechtsfunktion herabgesetzt, ja männlicherseits vollkommen aufgehoben werden können, also das erzeugt werden, was man im Mittelalter „impotentia ex maleficio“ nannte[1]). Auf die Entstehung dieses eigenartigen Gebrauches hat nun die neueste Keilschriftforschung ein erklärendes Licht geworfen und gezeigt, daß die gesamte Lehre vom Binden und Lösen, vom Bannen u. a. m. ursprünglich von der Vorstellung ausgegangen ist, durch eine symbolische Handlung eine Erkrankung beseitigen zu können, und zwar reichen die ersten Nachrichten derartiger Versuche bis tief in die frühesten Perioden der Kultur, bis in die Zeiten der Sumerer zurück. Denn in der Bibliothek des assyrischen Königs Asurbanipal haben sich Tontafeln mit sumerisch-assyrischem Text gefunden, auf denen berichtet wird[2]), daß man behufs Heilung einen Kranken binden und dann wieder seiner Fesseln entledigen solle. Wie bei diesem Vorgang der Patient aus der Unfreiheit der Bindung befreit werde, so solle er auch aus den Banden der Krankheit, die ja seinen Körper und Geist gleichfalls fesselten, befreit werden.

---

[1]) Die Aufhebung der männlichen Potenz und der weiblichen Empfangsfähigkeit hat bekanntlich im Mittelalter eine große Rolle gespielt. Man vergl. hierüber: Hansen. Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter und die Entstehung der großen Hexenverfolgung. Historische Bibliothek. Band XII. München und Leipzig 1900.

[2]) von Öfele. Vorhippokratische Medizin Westasiens, Ägyptens und des modernen Vorasiens. Puschmann. Handbuch der Geschichte der Medizin. Band I. Seite 60. Jena 1902.

An diesem Beispiel sehen wir, wie die uralte Vorstellung durch rein symbolische Handlungen auf den menschlichen Körper einwirken zu können, dann von späteren Zeiten zur Entwicklung eines geheimnisvollen Heilverfahrens benutzt worden ist. Denn von den frühesten Zeiten der Sumerer bis auf den heutigen Tag ist gerade die Lehre vom Binden und Lösen von allen Geschlechtern gepflegt und durch Hinzufügung mannigfacher neuer Ideen erweitert und so umgestaltet worden, daß ihr eigentlicher Kern unter der Fülle der Zutaten immer mehr und mehr verschwand. Erst die moderne Keilschriftforschung hat die uralte Wesenheit des geheimnisvollen Gebrauches klar gelegt, und dieses interessante Problem endgültig gelöst.

Auch die vielen mittelalterlichen Versuche, krankhafte Vorgänge durch metaphysische Maßnahmen zu bannen oder überhaupt fern zu halten, wurzeln schließlich in jener uralten symbolischen Prozedur der Sumerer; so die verschiedenartigen Formen der Blutbesprechung,[1]) der Kunst des Festmachens u. dg. m.

Eine andere, gleichfalls vom Volk noch heut gern und oft geübte Krankenbehandlung ist das:

Neuntes Kapitel.

Vernageln oder Verbohren der Krankheit.

Das als Vernageln oder Verbohren einer Krankheit bezeichnete sympathetische Heilverfahren besteht darin, daß man einen, mit dem Kranken in Berührung gebrachten Holzpflock in einen Baum einschlägt; so berichtet z. B. Stuhlmann[2]) von derartigen Gebräuchen in Mecklenburg, Meissner[3]) über Ähnliches in Altenburg, Brenner-Schaeffer[4]) über ähnlich geartete gegen Zahnschmerzen angewendete

---

1) Man vergl. Ebermann. Blut- und Wundsegen in ihrer Entwickelung dargestellt. In: Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, herausg. von Brandl und Schmidt. No. XXIV.

2) Stuhlmann. Sympathie und verwandte abergläubische Gewohnheiten in Mecklenburg. Globus Band XV. Braunschweig 1869. Seite 242.

3) Meissner. Volksaberglaube und sympathetische Kuren im Herzogtum Altenburg. Globus XVII. Braunschweig 1870. Seite 104.

4) Brenner-Schaeffer. Darstellung der sanitätlichen Volksmittel und des medizinischen Volks-Aberglaubens im nordöstlichen Teile der Oberpfalz. Annaberg 1861, Seite 31.

Gebräuche in der Ober-Pfalz u. s. w. Übrigens sind auch christliche Heilige mit der Nageltherapie in Zusammenhang gebracht worden; so befindet sich in der St. Leonhards-Kapelle bei Inchenhofen in Ober-Bayern[1]) ein Nagel, der von dem Hilfesuchenden getragen werden muß.

Wir wollen aber die hierher gehörenden Beispiele nicht häufen, da die wenigen von uns beigebrachten ja doch Art und Verbreitung dieser Behandlungsform unsrer modernen Volksmedizin schon hinlänglich genug dartun. Wichtiger für uns ist die Entstehung dieses wunderbaren Brauches. Man scheint, wenigstens christlicherseits, die Erklärung desselben wohl hauptsächlich in dem Umstand gesucht zu haben, daß Christus mit Nägeln an das Kreuz geheftet worden ist. So finde ich bei Alexander von Tralles[2]) den von einem christlichen Arzt herrührenden Rat, einem Epileptiker einen Kreuzes-Nagel an den Arm hängen zu wollen. Ob sich noch andere Erklärer in dieser Richtung bewegt haben mögen, bleibe dahingestellt, hat auch für uns hier kein sonderliches Interesse. Denn ich habe bei meinen Studien eine Stelle gefunden, welche für die Nägeltherapie eine besondere Bedeutung haben könnte. Im 7. Buch Kap. 3 wird nämlich von Livius[3]) erzählt, daß man im 5. vorchristlichen Jahrhundert eine zu Rom herrschende entsetzliche Pest dadurch habe vertreiben wollen, daß man am 13. September im Tempel des allmächtigen Jupiter durch einen eigens dazu ernannten Diktator einen Nagel einschlagen ließ. Nach den weiteren Mitteilungen des Livius stammt diese Nägeltherapie ursprünglich von den Volsiniern her, welche im Tempel der etruskischen Göttin Nortia als Zeichen der Jahreszahl Nägel eingeschlagen haben sollen. Auf welchen Pfaden dieser mit der Zeitmessung ursprünglich in Verbindung stehende Brauch schließlich nun zu einem Mittel der Volksmedizin geworden sein mag, darüber fehlen uns allerdings alle Aufschlüsse. Ebenso rätselhaft will es scheinen, wie nun aus dem alten Etrurien diese wundersame Zeremonie ihre Wege in die

---

[1]) Höfler. Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. Neue Ausgabe. München 1893. Seite 15.

[2]) Alexander von Tralles. Originaltext und Übersetzung von Puschmann. Wien 1878/79. Buch I, Kap. 15, Seite 566.

[3]) Titi Livi ab urbe condita. Ed. Weißenborn-Müller. Lipsiae 1901. Liber VII, Seite 4 ff.

übrige gebildete Welt gefunden und woher sie die auffallende Lebenskraft gewonnen haben möge, welche ihr noch heut[1]) eine fröhliche Existenz ermöglicht.

Zehntes Kapitel.

Die Stellung der Zahl in der Volksmedizin.

Die therapeutische Bedeutung, welche die Volksmedizin gewissen Zahlen beilegt und sie dadurch zu heiligen, von dem Nimbus der Mystik geheimnisvoll umhüllten Wertzeichen erhebt, scheint auch in vieltausendjähriger Wanderung von Volk zu Volk sich verbreitet zu haben. So dürfte die heilige Zahl 3[2]), welche auch in den sympathetischen Heilformeln eine so ausschlaggebende Rolle spielt, ein uraltes Erbgut aus den Zeiten der babylonischen Kultur sein. Aus der Steigerung der Dreizahl entstand dann die 9 mit ihrer mystischen Bedeutung. Lokale Anschauungen, sowie religiöse Vorstellungen haben schließlich an diesem alten Erbstück der 3 mit ihrem Tochterwert der 9 allerhand Abänderungen und Umformungen vorgenommen, sodaß neue Zahlenheilige mehr in den Vordergrund getreten sind; so dürfte z. B. die bevorzugte Stellung der 7 unter dem Einfluß der Bibel und des Christentums sich entwickelt haben, wie dies Weinhold[3]) gezeigt hat, obschon auch hier vielleicht doch pythagoreischer Einfluß mitgewirkt haben mag. Auch andere Zahlen sind vielfach in den Ruf eines ganz besonderen Wertes gelangt und zwar oft genug auf Grund recht wunderlicher Überlegungen. So wird z. B. die Zahl 4 von dem Kirchenvater Irenäus[4]) deshalb hoch geschätzt, weil sie im

---

1) Noch im Jahr 1902 wurde vor Gericht über eine solche, von einem Kurpfuscher in Szene gesetzte Kur verhandelt. Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften. Red. von Kahlbaum und Sudhoff. Hamburg und Leipzig 1904. Seite 200.

2) Hirt. Vom Zählen und den Zahlen. Nord und Süd. Band 87. Breslau 1898. Seite 379.

3) Zitiert von Hirt, der sich in seiner Arbeit auf Weinhold stützt.

4) Holtzmann. Die Entstehung des neuen Testaments. Religionsgeschichtliche Volksbücher. Halle 1904. Seite 34.

Weltenraum von maßgebender Bedeutung sei, wie man aus der Vierzahl der Weltgegenden u. dergl. m. ersehen könne.

Die Zahl 8 nahm in dem Kultus des Neptun wie des Theseus eine ganz besondere Stellung ein und zwar auf Grund gewisser mathematischer Vorstellungen. So sagt z. B. Plutarch[1]) über die Zahl 8: „Acht ist der erste Kubus von einer geraden Zahl und die doppelte Zahl von dem ersten Viereck und stellt insofern die Festigkeit und Unerschütterlichkeit der Kraft des Gottes am besten dar."

In der chinesischen Kultur spielt die Zahl 5 eine auch für medizinische Dinge Ausschlag gebende Rolle; so zählt man hier ursprünglich nur 5 Eingeweidearten, nämlich: Leber, Herz, Lunge, Nieren, Magen. Desgleichen kannte die chinesische Medizin 5 Sinnesorgane, nämlich: Ohren, Augen, Mund, Nase und wunderlicher Weise Augenbrauen.

In ein förmliches System brachten die Pythagoräer[2]) die zwischen Medizin und Zahl vorausgesetzten Beziehungen, indem sie die Zahlen für die körperlichen Urstoffe der Dinge hielten und ihnen dementsprechend wichtige therapeutische Bedeutungen zuerkannt wissen wollten. Inwieweit diese uralten pythagoreischen Zahlenwerte bis in die moderne Volkstherapie sich erhalten haben mögen, ist nicht mehr zu ermitteln, da ja die einschlägigen Schriften des Pythagoras uns leider nicht mehr erhalten sind; jedenfalls haben aber die 4, 7, 10 schon in der pythagoreischen Physiologie und Therapie eine ausschlaggebende Rolle gespielt.

Haben wir bis hierher in dem Binden und Lösen, sowie in dem Vernageln, und in der Anwendung von mystischen Zahlenwerten volkstümliche Heilgebräuche kennen gelernt, welche von einer in den grauesten Vorzeiten gelegenen Quelle ausgehend, durch den größten Teil der zivilisierten Welt gewandert sind, so würden wir uns nunmehr noch nach einigen Beispielen autochthoner sympathetischer Kuren umzusehen haben, d. h. also nach Heilgebräuchen, welche nicht aus einer uralten Quelle, vielmehr aus gewissen, bei allen Völkern in der gleichen oder ähnlichen Weise sich findenden Bedingungen hervorgegangen sind. Deren finden sich aber nicht

[1]) Plutarch. Vitae Parallelae. Recog. Sintenis. Lipsiae 1895. Theseus Vol. I. Seite 33.

[2]) Sprengel. Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneykunde. Erster Teil. Halle 1821. Seite 290 ff.

wenige. Denn es gibt eben Erscheinungen, die so einfach und naheliegend sind, daß sich ihrer Kenntnisnahme zunächst kaum ein Mensch zu entziehen vermag. Die gleichartige Beanlagung der Sinnesorgane oder der Denkoperationen bewirkt es, daß zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen stets gewisse Geschehnisse in gleicher oder ähnlicher Form von dem Menschen wahrgenommen zu werden pflegen. Daß diese Erscheinung nun auch im Gebiet der Volksmedizin zum Ausdruck kommt, ist natürlich nicht weiter wunderbar (man vergl. Seite 95 dieser Arbeit). Auf diesem autochthonen Weg sind dann auch gar viele mataphysische Heilgebräuche entstanden. Hierher gehört z. B. die volkstümliche, teils medikamentöse, teils sympathetische Wasserbehandlung und die rein sympathetischen mit Feuer und Erde arbeitenden Kuren.

Betrachten wir uns diese drei Formen der Volksmedizin ein wenig genauer.

Elftes Kapitel.

Die Wasserbehandlung der Volksmedizin.

Die Art und Weise, vermittelst deren das Volk das Wasser für seine heilkünstlerischen Handlungen verwertet, sind weder rein physiologische, noch auch ausschließlich sympathetische. Vielmehr ist die volkstümliche Wassertherapie eine halb physiologische, halb metaphysische. Ihren Ursprung hat sie, wie alle Autoren angeben, welche sich mit diesem Gegenstand beschäftigf haben, in der allgemein beobachteten Tatsache, daß das Wasser, das fließende wie das stehende, den Körper reinigt. Alle an der Oberfläche des Körpers haftenden fremden Bestandteile werden durch Waschung entfernt; das ist ein so einfacher Vorgang, daß ihn eben darum Jedermann unzählige Mal an sich und Andern zu beobachten Gelegenheit hat. Der Analogieschluss, mit dem man diese durch Wasser erfolgte Reinigung des äußeren Menschen, nun auch für den inneren Menschen als maßgebend ansieht, liegt aber für das im Beobachten ungeübte Volk so nahe, daß er eben allerorten ohne Bedenken gezogen werden mußte. Und so versuchte man denn alles, was den inneren Menschen verunreinigt, d. h. also,

auf unser Thema bezogen, die Krankheit, durch Wasser wegzuwaschen. So entstanden zunächst all' die verschiedenen Formen der Waschungen, Begießungen, Umschläge u. dergl. m., mit welchen die Volksmedizin seit den frühesten Zeiten bis in die Gegenwart hinein eifrigst beschäftigt gewesen ist und die darum durchaus nicht als Erfindungen der modernen Wasserheiligen des Volkes gelten dürfen. All' die Wasserapostel der neueren Volksmedizin, als Priessnitz, Kneipp und wie sie sonst noch heißen mögen, sind nichts als Nachahmer jener uralten Maßnahmen. Ihr geistiges Eigentum in der Wassertherapie der heutigen Laienmedizin beruht nur in der Rücksichtslosigkeit und dem Unverstand, mit welchen sie dieselbe zur Anwendung gebracht haben.

Neben diesen volkstümlichen Gebrauchsarten, welche sich des Wassers schließlich doch immer wie eines physiologisch wirkenden Arzneimittels bedienen, gibt es nun aber unzählige Anwendungsmethoden, welche von dem medikamentösen Wert des Wassers zum größten Teil absehen und seinen Nutzen hauptsächlich in metaphysischen Voraussetzungen suchen. Die fließenden Fluten des Stromes, das geschwind dahin schießende Wasser des murmelnden Bächleins, die stille Tiefe von Teichen und Seen, sie alle werden von der Phantasie mit gar verschiedenen, geheimnisvollen Kräften begabt, und diese nutzbar zu machen, ist nun allzeit das Bemühen des Volkes gewesen. Man schöpft Wasser in heiligen Nächten, in bestimmten Stunden, an gewissen Tagen[1]), sowie unter Innehaltung vorgeschriebener, mysteriöser Zeremonien und glaubt dadurch, dem Wasser eine ganz besondere heilende Wirkung gesichert zu haben. Diese in dem Wasser wohnenden geheimnisvollen Kräfte übertrug man dann ohne weiteres auch auf die Umgebung der Stellen, an denen das heilende Naß geschöpft wurde, und so entstanden heilige Quellen, heilige Brunnen, Ströme und Bäche. Dementsprechend begegnen wir den heiligen Gewässern bei allen Völkern und zu allen Zeiten. Alle Religionen haben die reinigende Wirkung des Wassers in ihren Kultus in dieser oder jener Gestalt aufgenommen; wie z. B. unser Christentum in der Form der Taufe, der Mohammedanismus in den täglichen Waschungen u. dergl. m.

---

[1]) So wird der Johannistag heut noch in vielen Gegenden, z. B. am Rhein, dazu benützt, sich alles Übels dadurch ledig zu machen, daß man unter mannigfachen mystischen Gebräuchen allerlei Kräuter und Blumen in die Wellen rasch dahineilender Ströme wirft.

Übrigens zeigt die moderne von der Naturheilkunde geübte Wasserbehandlung ganz besonders klar, daß eine therapeutisch brauchbare Substanz nur dann diesen ihren heilkräftigen Wert behält, wenn sie unter genauester fachmännischer Kenntnis zur Anwendung kommt.

Zwölftes Kapitel.

Die Verwertung des Feuers zu Heilzwecken.

Die Einverleibung des Feuers in den metaphysischen Heilvorgang konnte vom Volk natürlich nur in ausschließlich symbolischer Beziehung vorgenommen werden. Auch hier war der Ausgang des Heilgebrauches die alltägliche Beobachtung von der reinigenden Wirkung des Feuers. Da aber der unmittelbare Einfluß des Feuers auf den kranken Körper doch ein zu heftiger ist, um ihn ohne Herbeiziehung eines Berufsarztes in heilkünstlerischer Absicht verwerten zu können, so überließ das Volk die wirkliche Feuertherapie der Berufsmedizin und beschränkte sich auf die sympathetische Verwendung des Feuers, wie z. B. auf Verbrennung solcher Dinge, welche mit dem Kranken in Verbindung gestanden hatten; Anzünden von Feuern unter Hersagung geheimnisvoller Worte u. dergl. m. Auch der beim Verbrennen entstehende Rauch wurde von der Volksmedizin im Heilgeschäft gern benützt, und hier scheint man neben der rein metaphysischen auch noch eine medikamentöse, in dem mechanischen Einfluß des Rauches beruhende Wirkungsweise vorausgesetzt zu haben.

Dreizehntes Kapitel.

Die volkstümliche Verwendung der Erde zu Heilzwecken.

Die Laienmedizin verwendet die Erde teils als wirkliches Medikament in Form von Umschlägen, teils in metaphysischer Absicht. Beide Formen beruhen auf den alltäglichen Beobachtungen,

daß die Erde kühlt und daß ihr Schoß alles tote irdische Wesen in sich aufnimmt. Besonders diese letztere Tatsache hat die Volksmedizin reichlichst zu mysteriösen Heilgebräuchen verarbeitet. Der Grundgedanke derselben war wohl meist der, die Krankheit begraben zu können, wenn man Gegenstände, die mit dem Leidenden in Berührung gekommen waren, in die Erde verscharrte.

Mit der Besprechung der vorgeführten Beispiele glauben wir die verwickelten Wege, auf denen die sympathetischen Kuren entstanden sind und noch entstehen, in ihren Hauptzügen angedeutet zu haben. Man wird sich jetzt wenigstens ein Bild machen hönnen, was denn so eigentlich die metaphysische Volksmedizin zu besagen hat, was sie will und von welchen Voraussetzungen sie ausgeht. Das muß nun aber genügen. Denn eine genaue Erklärung all' der tausend und abertausend sympathetischen Volkskuren, die jemals im Gebrauch waren und selbst heut noch leben, wäre einmal überhaupt kaum möglich und würde schließlich auch die unserer Untersuchung gesteckten Grenzen weit überschreiten. Wer sich in das Labyrinth dieser Materie weiter vertiefen will, der wird ohne die ausgedehntesten kulturhistorischen, philosophischen, religiösen und medizinischen Quellenstudien nicht an sein Ziel zu gelangen vermögen. Solche mußten wir uns aber an diesem Ort hier versagen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Heilmethoden, welche die Volksmedizin aus der Berufsmedizin übernommen hat.

Die Geschichte der Berufs- wie der Volksmedizin lehrt uns — wie wir dies im Lauf dieser Untersuchung auch bereits des öfteren betont haben — daß zwischen Beiden in allen Zeiten lebhafte Beziehungen obgewaltet haben. Bald sehen wir die Berufsmedizin von Volksanschauungen beeinflußt, bald wieder die Volksmedizin aus dem Kenntnisgut der Berufsmedizin schöpfen[1]). Der moderne Arzt

[1]) Klapper. Alte Arzneibücher. Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Heft XIII. Breslau 1905 hat erst jüngst wieder nachgewiesen, daß ein gut Teil des heutigen Volksglaubens und Volksbrauches aus alten Arzneibüchern zu erklären ist.

möchte vielleicht nicht gern von einer Beeinflussung seiner Wissenschaft durch die Volksmedizin etwas hören, aber der Historiker darf sich jener Tatsache nicht verschließen, zumal sie für unseren Beruf durchaus nichts Herabsetzendes in sich schließt. Denn die Berufsmedizin ist doch nun einmal eine Erfahrungswissenschaft, und bevor eine Erfahrung zur Erkenntnis ausreift, bedarf es gar mannigfacher Läuterungsprozesse, bei denen die volkstümliche Auffassung und Anschauung oft eine nicht zu leugnende Rolle spielen. Denn der Arzt ist doch nun einmal ein lebendiges Stück des Volkes wie jeder Andere auch und kann sich deshalb dem, was die Seele des Volkes bewegt, niemals gänzlich entziehen. Allerdings werden den modernen Arzt ja seine Erziehung wie sein fachmännischer Entwickelungsgang vor jenen abirrenden Anschauungen, welchen die volkstümliche Auffassung der Naturprozesse so leicht erliegt, ausgiebigst schützen; aber in früheren Zeiten lagen diese Verhältnisse doch ganz anders wie heutzutage. Damals war die naturwissenschaftliche Auffassung der irdischen Vorgänge noch nicht ein so selbstverständlicher Faktor der ärztlichen Bildung, wie im Augenblick; damals stand der Arzt in der Betrachtung aller Naturerscheinungen dem Laien viel, viel näher wie heut. Ja die philosophisch-spekulative Richtung, welcher die Medizin Jahrtausende hindurch huldigte, bewirkte es sogar, daß der Berufsarzt die meisten Naturerscheinungen in einem Sinne betrachtete, der sich von der Laienauffassung wenig oder gar nicht unterschied. Eine unmittelbare Folge dieser Verhältnisse mußte nun aber eine bald mehr bald minder ausgesprochene wechselseitige Beeinflussung von Berufs- und Volksmedizin sein. Mag auch der Schritt der Jahrhunderte die Spuren derartiger Wechselbeziehungen vielfach verwischt haben, der Historiker sieht sie doch allenthalben. Und so dürfen wir denn von unserem historischen Standpunkt aus behaupten, daß alle Schulen und Systeme der Berufsmedizin auch in der Volksmedizin einen, bald deutlicher in Erscheinung tretenden, bald weniger sichtbaren Einschlag hinterlassen haben. Der Umfang solch eines Niederschlages hängt von dem Ansehen ab, welches das betreffende medizinische System seiner Zeit genossen hatte. Je größer dasselbe war, um so klarer tritt sein Einfluß auf die Volksmedizin zu Tage. Von allen medizinischen Schulen hat nun aber die humoral-pathologische die größte Bedeutung errungen, und es hat seit den Zeiten der Hippokratiker kein Jahrzehnt mehr gegeben, in welchem gerade diese Lehrmeinung nicht eine

hervorragende Rolle gespielt hätte. Die unausbleibliche Folge dieser Tatsache ist nun aber natürlich die gewesen, daß die humoralpathologischen Anschauungen die Volksmedizin viel mehr beeinflußt haben, wie alle anderen Systeme insgesamt. Ja, man geht wohl nicht zu weit, wenn man sagt, das medizinische Denken des Volkes ist seit der hippokratischen Zeit bis heut stets humoral-pathologisch gewesen, und noch heut bewegen sich die medizinischen Anschauungen der großen Menge mit Vorliebe im humoral-pathologischen Gleise.

Die Vorstellung vom „Fluß", diesem echten Kind der humoralen Pathologie, lebt noch heut in der Volksmedizin und veranlaßt dieselbe zu allerlei heilkünstlerischen Versuchen humoraler Natur. Die Pflaster in ihren unzähligen Variationen, diese so beliebten Mittel der humoralen Berufsmedizin, sind noch heut für das Volk die wünschenswertesten Heilmittel, und es gibt kaum eine Erkrankungsform, deren Behandlung nach der volkstümlichen Anschauung nicht am besten durch irgend eine Einreibung geführt werden könnte. Wir Ärzte, die wir in der Praxis stehen, wissen sehr wohl, daß den breiten Schichten der Bevölkerung die Einreibung, das Pflaster, die Schmiere — Schmeere sagt der Schlesier — auch heut noch die angenehmsten Mittel sind. Wie oft ist es mir selbst bei Gebildeten schon begegnet, daß der Patient auf meine therapeutischen Anordnungen hin, besonders wenn dabei irgend ein operativer Eingriff in Frage kam, mit der schüchternen Frage mir aufwartete: „würde es eine Schmiere nicht auch tun? Die wäre mir eigentlich das Liebste."

Daß aber in die als Pflaster verwendeten der lateinischen Küche entlehnten Substanzen, sowie in die Salbenträger und in die Art und Weise der Anwendung dann noch allerlei laienhafte Vorstellungen eingedrungen sind, ist eigentlich selbstverständlich. Denn durch solcherlei Zutaten wurde ja das nüchterne Mittel der Berufsmedizin dem Volksgemüt erst lieb und wert. Es wurde damit der ausschließlich wissenschaftlichen Sphäre gleichsam entrückt und dem Fassungsvermögen des Volkes näher gebracht. So kamen denn: Mückenfett, Hundefett, Hasenschmalz, Schlangenfett, Igelschmalz u. a. m. neben den verschiedenartigsten Kräutern in den volkstümlichen Arzneischatz, wo sie zum Teil heut noch in festem Ansehen stehen. Daß z. B. das Hundefett eines der wirksamsten Mittel gegen die Schwindsucht sei, wird sich das Volk trotz Koch vor der Hand kaum ausreden lassen. Ebenso gilt auch

heut noch das sogenannte Uramentel dem bayrischen Volk[1]) als ein untrügliches Mittel gegen Rheumatismen aller Art; diese aus dem Fett der Murmeltiere bereitete Schmiere erfreut sich eines hohen Alters, denn sie stammt nachweislich schon aus sehr frühen Zeiten des Mittelalters. Die älteste Salbensubstanz dürfte wohl aber der menschliche Speichel sein, der schon zur Zeit Christi ein uraltes, längst bekanntes Heilmittel war und den auch unser modernes Volk noch immer mit dem größten Vertrauen benützt. Ähnliches gilt vom Urin, dem das antike Volk das größte Vertrauen entgegenbrachte und welchen auch unser Volk selbst heutigen Tages noch als Waschmittel bei den verschiedensten Krankheitszuständen gern verwendet. Vornehmlich bei Augenerkrankungen soll die heilkräftige Wirkung des Urins sich zeigen, so meint unser Volk und so habe ich es oft in der augenärztlichen Poliklinik gehört. Daß Menschenkot mit Milch verrührt eine ausgezeichnete Salbe bei sogenanntem bösen Finger (Panaritium) bildet, gilt auch heut noch, genau so wie früher, für das Volk als unbestreitbare Tatsache. Ja man glaubt sogar diese glänzende Wirkungsweise des angenehmen Mittels mit dem besonders ehrenden Beinamen „Goldpflaster“ auszeichnen zu müssen.

Auch die verschiedensten anderen Kotsorten galten dem Volksurteil einstens als höchst wirksame Salben; ja sie stehen sogar selbst heutzutage teilweise noch in diesem Ruf.

So hat denn die Volksmedizin die pathologischen Anschauungen, welche sie aus der Berufsmedizin entlehnt hat, durch ihre eigenen Zutaten allzeit gründlichst verballhornt und auf diese Weise ein wunderliches Gemisch von wissenschaftlicher Spekulation und krassem Wunderglauben geschaffen.

Doch beschränkte sich die Volksmedizin nicht bloß auf die unblutige Therapie der Berufsmedizin speziell der Humoral-Pathologie, sondern sie versuchte es auch vielfach mit den blutigen Maßnahmen derselben. Haarseile und Fontanellen wurden noch vor wenigen Jahrzehnten ohne Zuziehung des Arztes von quacksalbernden Laien häufig genug in Anwendung gezogen. Gegenwärtig scheint allerdings diese Theraphie beim Volk viel von ihrer Beliebtheit verloren zu haben, und man. bedient sich lieber des Vesicator's, das im Volksnamen in „Physikater“ umgetauft worden

---

1) Höfler. Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. Neue Ausgabe. München 1893. Seite 144.

ist. In hohem Ansehen steht beim Laien aber auch das Ohrloch-stechen in Augenkrankheiten; wenigstens gilt das für meine Heimatprovinz Schlesien. In dieser Prozedur besitzen wir noch ein rechtes echtes Erbstück der alten humoralen Anschauungen, welche durch Ableitung vom kranken Organ Heilung zu schaffen suchte. Deshalb stach man auch gerade in das Ohr, welches auf derselben Seite wie das kranke Auge liegt, ein Loch, und beförderte die Eiterung durch Einlegen von fremden Körpern, um direkt den kranken Stoff aus dem Auge herauszubesorgen. Übrigens wurde schon in den frühesten Zeiten der ägyptischen Kultur eine therapeutische Verwandtschaft zwischen Auge und Ohr angenommen, denn man spritzte, wie der Papyrus Ebers lehrt[1]), bei Augenkrankheiten unter Umständen allerlei Substanzen in das Ohr. Die Kultur-Historiker haben deshalb auch vollkommen Unrecht, wenn sie in dem Ohrloch-Stechen allerlei mysteriöse Gedanken, Anklänge an frühere Kultgebräuche[2]) u. dergl. m. wittern. Von solchen Voraussetzungen ist die Volkstherapie in diesem Fall ganz und gar nicht ausgegangen, vielmehr waren es nur gewisse medizinische Voraussetzungen, denen der Ägypter mit dem Einträufeln in das Ohr, die spätere Zeit mit dem Ohrlochstechen genügen wollte.

So könnten wir von jedem einzelnen System der Schulmedizin Spuren in der Volkstherapie nachweisen. Allein da ich mir von einer solch' ausgedehnten, bis in die Einzelheiten eindringenden Behandlung des Stoffes keinen sonderlichen Vorteil versprechen kann, so begnüge ich mich mit dem aus der Humoral-Pathologie angezogenen Beispiel.

Übrigens hat die nicht auf Gelderwerb ausschauende Volksmedizin zu keiner Zeit von den aus der wissenschaftlichen Medizin entlehnten Arzneimitteln und Heilformeln einen unbedingten Gebrauch gemacht. Schon Grimm[3]) hat darauf aufmerksam gemacht, daß der nicht gewerbsmäßig Krankenbehandlung treibende Laie nur bei leichteren Krankheitsformen seine Geschäftigkeit entfaltet, sich bei schweren Krankheitsfällen aber oft einer weisen therapeutischen Enthaltsamkeit befleißigt habe. Und mit dem

---

[1]) Magnus. Die Augenheilkunde der Alten. Breslau 1901. Seite 10.

[2]) Höfler. Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. Neue Ausgabe. München 1893. Seite 38.

[3]) Grimm. Über Marcellus Burdigalensis, Abhandlungen zur Mythologie und Sittenlehre. In kleinere Schriften Bd. II. Berlin 1865. Seite 145.

Hinweis auf diese Tatsache wollen wir diese unsere Untersuchung schließen. Denn gerade diese Tatsache läßt uns die Volksmedizin in ihrer Wesenheit klar und deutlich erkennen. Sie zeigt uns, daß die Beweggründe des nicht gewerbsmäßig Krankenbehandlung treibenden Laien durchaus keine unbedingt verwerflichen gewesen sind und es auch heut noch keineswegs immer sind. Gar mancherlei mag den Laien zur arztlosen Medizin treiben, aber solange derselbe nicht aus gewinnsüchtiger Absicht gewerbsmäßig den Arzt spielt, können wir mit demselben Fühlung behalten, ja ihn unter Umständen in seinen Bestrebungen sogar unterstützen und fördern. Diese dem Arzt sich bescheiden unterordnende Form der Volksmedizin verdient unser Interesse, unsere Teilnahme, sogar unsere Unterstützung. Sie kann unter Bevormundung der Medizin und unter staatlicher Aufsicht sogar ein hochgeschätzter, geradezu unentbehrlicher Teil des Krankendienstes werden, ein Fall, der ja auch bereits eingetreten ist (man vergl. Kapitel 4. Seite 22 ff).

Bedenklich wird die Volksmedizin nur dann, wenn sie zum gewerbsmäßigen Kurpfuschertum entartet. Diesen Zweig der Laienmedizin werden wir Ärzte aber zu allen Zeiten auf das Energischste verfolgen und wir werden nicht eher ruhen, als bis wir diese verbrecherischen Ausschreitungen der Volksmedizin gründlichst ausgerottet haben. Mögen nur die maßgebenden Kreise, mögen Regierung und Volksvertretung bald zu der Einsicht gelangen, daß der Kampf, welchen wir modernen Ärzte jetzt gegen die entartete Volksmedizin führen, weniger in unserem eigenen Interesse, als zum Wohl des Volkes von uns gestritten wird. Je eher diese Einsicht sich Bahn bricht, um so eher wird das täglich schwer und schwerer geschädigte Volkswohl wieder gesunden und wirksam geschützt werden.
